

**Studien zur Technik-, Wirtschafts-
und Sozialgeschichte**

Herausgegeben von Hans-Joachim Braun

Band 10



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · New York · Paris · Wien

Arne Steinert

**Konzepte der Musealisierung
von Technik und Arbeit**

Museale Erschließung –
Perspektive für das Industriedenkmal
Saline Luisenhall



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Steinert, Arne:

Konzepte der Musealisierung von Technik und Arbeit :
Museale Erschließung - Perspektive für das Industriedenkmal
Saline Luisenhall / Arne Steinert. - Frankfurt am Main ; Berlin ;
Bern ; New York ; Paris ; Wien : Lang, 1997
(Studien zur Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte ;
Bd. 10)
Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 1996
ISBN 3-631-30761-6

NE: GT



1 A 290786

D 7

Göttinger philosophische Dissertation

ISSN 0175-9868
ISBN 3-631-30761-6

© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 1997
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 3 4 5 7

Vorwort des Verfassers

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 1995/96 unter gleichem Titel als Dissertation am Fachbereich Historisch-Philologische Wissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen angenommen. Nachträglich erfolgten lediglich einzelne geringfügige Änderungen und Ergänzungen.

Die Arbeit hätte nicht geschrieben werden können ohne die Sachkenntnis, die Auskunftsbereitschaft, und die Geduld meiner Gesprächs- und Korrespondenzpartner. An sie alle geht mein aufrichtiger Dank. Hervorheben möchte ich meine Ansprechpartner in der Göttinger Saline, Herrn Erhard Hagenguth und Frau Erika Levin. Daneben danke ich Frau Hildegard Hartmann vom Heimatverein Grone. Weitere Hinweise und Anregungen erfuhr ich durch Herrn Professor Hermann Wirth von der Bauhaus-Universität Weimar sowie durch Herrn Dr. Hans-Henning Walter aus Freiberg. Auch Herr Dr. Edmund Ballhaus vom Seminar für Volkskunde der Universität Göttingen gewährte mir seine großzügige Unterstützung. Ein besonders herzlicher Dank schließlich gilt meinem Doktorvater Professor Rolf Wilhelm Brednich für seine motivierende Betreuung.

Göttingen, im Herbst 1996

Arne Steinert

-1901744-

Vorbemerkung des Herausgebers

Seit den siebziger Jahren hat die Gründung technischer Museen in Deutschland Konjunktur. Nicht zuletzt die jüngst erfolgte Aufnahme der Völklinger Hütte in den hehren Kreis von Zeugen des „Weltkulturerbes“ hat diese manchem Zeitgenossen suspekten Gattung gegenständlicher historischer Quellen salonfähig gemacht. Natürlich gilt diese Aussage nicht unbeschränkt, fühlt man sich auch heute noch bisweilen an die Arroganz mancher Argumente aus der Zeit um die Jahrhundertwende erinnert, als sich die bildungsbürgerlichen Vertreter der „wahren Kultur“ aufgerufen sahen, die Anmaßungen der bloßen Zivilisation abzuwehren. Auch heute verursacht das Thema Völklingen manchem Museumsdirektor Unbehagen, das auch materiell begründet ist, droht die Konservierung solch gewaltiger Zeugen der Technik doch zu einem finanziellen Faß ohne Boden zu werden. In Zeiten knapper öffentlicher Mittel klingen die Alarmglocken besonders hell.

Verglichen mit einem Großprojekt wie der Völklinger Hütte gibt sich der Vorschlag einer musealen Aufbereitung der Göttinger Saline eher bescheiden. Auch ist die Zielsetzung eine andere: Arne Steinert, von Haus aus Volkskundler, betreibt mit der vorliegenden Untersuchung Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht. Es geht ihm darum, die Saline, eine der letzten beiden Salinen in Deutschland, die sich noch des Verfahrens bedient, eine Salzlösung in offener Pfanne zu verdampfen, als ‚Live Museum‘ zu erschließen. Vor dem Hintergrund eingehender kritischer Analyse der umfangreichen Literatur zur Musealisierung von Technik und Arbeit und in Kenntnis der zahlreichen Museen zum Thema Salz erarbeitet er schlüssige und praktikable Vorschläge für das Vorhaben, Luisenhall in ein „arbeitendes“ Museum zu verwandeln, bei dem also die Produktionsprozesse wie bisher weitergeführt werden sollen. Dabei ist sich der Verfasser durchaus bewußt, daß mancherlei Probleme auftauchen können und werden. Gerade deshalb ist zu wünschen, daß dieses Projekt möglichst rasch realisiert wird. Für den Besucher ergäbe sich, fern von der Idyllisierung vergangener oder im Vergehen begriffener Technik und Industrie, eine ideale Verbindung von „delectare et prodesset“.

Hans-Joachim Braun

Inhaltsverzeichnis

1.	Einführung	13
1.1.	Fragestellungen und Forschungslage	16
1.2.	Vorgehensweise und Gliederung	18
2.	Die Saline Luisenhall	21
2.1.	Technikgeschichte der Salzgewinnung	21
2.2.	Zur frühen Salzversorgung Göttingens	24
2.3.	Salinengründung durch Philipp Rohns	29
2.4.	Besitzverhältnisse	35
2.5.	Produktion und Belegschaft	38
2.6.	Nutzung von Sole und Salz	61
2.7.	Arbeitsverhältnisse	73
2.8.	Ein fotografischer Rundgang	80
2.9.	Bedeutung als Industriedenkmal	87
3.	Entwicklungen in der Musealisierung von Technik und Arbeit	92
3.1.	<i>Symptome und Begriffe:</i> Der Boom der neuen Industriemuseen	92
3.2.	<i>Vorläufe</i>	100
3.2.1.	Technikmuseen – die „Registaturen der Technik“	100
3.2.2.	Science Centers – die Technik-Spielplätze	106
3.2.3.	Die Produktivkraftentwicklung und das Museumswesen der DDR	118
3.3.	<i>Motive:</i> Der gesellschaftliche Rahmen für die neue Wertschätzung von Zeugnissen der Industriekultur	126
3.4.	<i>Details:</i> Charakteristika der neuen Industriemuseen	145
3.4.1.	Überwindung von Grenzen traditioneller Museumsgattungen	145
3.4.2.	Denkmalpflegerische Bedeutung	147
3.4.3.	Betroffene und Beteiligte	155
3.4.4.	Inszenatorische Formen der Ausstellungsgestaltung	161
3.5.	<i>Erste Resonanzen</i>	172

4.	Zum Vorbildcharakter „lebendiger“ Museumskonzepte	183
4.1.	Aspekte eines Schlagwortes	183
4.2.	Organisationsformen musealer Lebendigkeit	187
4.2.1.	<i>Technisches Schaudenkmal</i> – Gießerei Heinrichshütte Wurzbach	189
4.2.2.	<i>Demonstrationsproduktion</i> – Gesensschmiede Hendrichs Solingen	197
4.2.3.	<i>Schausieden</i> – Technisches Halloren- und Salinemuseum Halle/Saale	210
4.3.	Lebendigkeit als Königsweg der musealen Darstellung von Technik und Arbeit?	222
5.	Salz als Thema für Museen und Ausstellungsabteilungen	236
5.1.	44 Standorte – ein Überblick	236
5.2.	Salzmuseen als Nutzer erhaltener Salinenensembles	239
5.3.	Salzmuseen mit „lebendigen“ Vermittlungsformen	256
5.4.	Salzmuseen im Göttinger Umland	265
5.5.	Das Ausstellungsthema Salz in der allgemeinen Museumsentwicklung	278
6.	Zur musealen Erschließung der Saline Luisenhall	283
6.1.	Grundkonzept	283
6.2.	Lage und Erreichbarkeit	286
6.3.	Einzubeziehende Räumlichkeiten und Führungsstationen	287
6.4.	Ebenen der „Lebendigkeit“	296
6.5.	Ausstellungsinhalte und -gestaltung	300
6.6.	Vision: „Landschaft mit Salz“	314
6.7.	Erste Schritte zur Realisierung	317
7.	Resümee: Chancen und Grenzen des Konzeptes „Museale Erschließung“	320

8.	Anhang: Führer zu salz- und salinengeschichtlichen Museen und Ausstellungsabteilungen in Deutschland	329
8.1.	Salzmuseen	329
8.2.	Ausstellungsabteilungen in lokal- oder regionalhistorischen Museen	338
8.3.	Ausstellungsabteilungen in Spezialmuseen	350
8.4.	Ausstellungsprojekte	355
9.	Quellen-, Literatur- und Abbildungsnachweis	359
9.1.	Unveröffentlichte Quellen	359
9.2.	Literatur und veröffentlichte Quellen	362
9.3.	Abbildungsnachweis	392

3. **Entwicklungen in der Musealisierung von Technik und Arbeit**

3.1. *Symptome und Begriffe: Der Boom der neuen Industried Museen*

Wer die Entwicklung betrachtet, die das Museumswesen in der alten Bundesrepublik während der 1980er Jahre genommen hat, stößt unweigerlich auf die Formulierung „Museumsboom“. Sie bezieht sich zum einen auf den ungeheuren Zuspruch, den Museen in dieser Zeit durch Besucher, Medien und (Kultur-)Politik erfahren haben, zum anderen auf die Vielzahl von Neugründungen in allen Sparten der Museumslandschaft. Doch der Museumsboom umfaßt nicht nur Phänomene der Quantität, sondern auch solche neuer Qualität: Erstmals hielten Arbeiterwohnküchen Einzug in Museen und Museen in aufgegebenen Industriebauten.¹ Es entstand ein neuer Typ von Museum: „der Typ des Industriemuseums, des Museums der Arbeit, des Museums für Industrie- und Sozialgeschichte etc.“ (Oligmüller 1991, 107).

Diese Aufzählung anstelle eines verbindlichen Sammelbegriffs weist bereits auf die Vielfalt neuer Museumskonzeptionen hin. Ihre Gemeinsamkeiten lassen sich zunächst nur recht pauschal zusammenfassen. So formuliert Parent, daß es „bei diesem neuen Museumstyp mehr oder weniger umfassend um die ‚Alltagskultur‘ des Industriezeitalters [geht]“ (Parent 1990, 246). Die neuen Museen, präzisiert Oligmüller, wollen „über das gesellschaftlich-soziale, politische und

1 Der Museumsboom ist als Bestandteil einer umfassenden „Musealisierung unserer kulturellen Umwelt“ anzusehen, deren „historisch beispielloses Ausmaß“ Hermann Lübke anhand eines Katalogs von acht Symptomen belegt (Lübke 1982, 1 ff.):

1. Die Zahl der Museen hat sich insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges drastisch erhöht.
2. Sammlungs- und Ausstellungsaktivitäten der verschiedenen Museumsgattungen beziehen sich auf immer weitere Lebensbereiche.
3. Freilichtmuseen gewinnen an Attraktivität und an Vorbildcharakter für die historisierende Gestaltung von Ortsbildern.
4. Die musealisierende Konservierung erstreckt sich auf die Erscheinungsbilder historischer Kulturlandschaften.
5. Auch Objekte diesseits der „Epochenschwelle, die das Industriezeitalter von der vorindustriellen Lebenswelt trennt“ (ebd., 8) sind in diese Entwicklung einbezogen.
6. Allgegenwärtiges Prospektmaterial, didaktische Handreichungen und Kursangebote im Umfeld der Museen sowie Informationstafeln an öffentlichen Gebäuden erzeugen eine „Atmosphäre der Lehrhaftigkeit“ (ebd., 9).
7. Das immens gestiegene öffentliche Interesse am Museumswesen läßt dieses bisweilen zum Politikum werden.
8. In den Massenmedien sind vergangenheitsbezogene Themen so präsent wie nie zuvor.

kulturelle Beziehungsgeflecht zwischen Arbeit und Alltag anhand von Überresten aufklären“ (Oligmüller 1991, 107). Sie wollen damit „den Prozeß der Industrialisierung und das Leben in der industrialisierten Welt in größerer Komplexität anschaulich machen“ (ebd.) als dies bislang innerhalb des Museumswesens der Fall war, da Industriegeschichte lediglich als Präsentation von Produkten und Produktionsverfahren Eingang in spezielle Technikmuseen gefunden hatte und ihre sozialen Aspekte „eher ein Tabu als ein Thema“ waren (Schirmbeck 1989, 237).

Der Leitgedanke der neuen Konzeptionen liegt also in der

„Zurückbettung der Technik in ihren historischen, sozialen und kulturellen Kontext. Dabei bleibt die Bedeutung der Technik als Hauptfaktor der industriellen Entwicklung natürlich erhalten, er wird jedoch mit anderen wichtigen Themen der Industriegeschichte wie Arbeiter und Arbeitsverhältnisse, Arbeiterbewegung, Industriearchitektur und Industrie-Design zusammen im Museum vorgestellt“ (Schirmbeck 1985a, 32).

Dabei erfolgt keine generelle Thematisierung solcher und ähnlicher Inhalte, sondern man betrachtet sie an jedem Museumsstandort in ihrer jeweils regional-spezifischen Ausprägung. Dies läßt Oligmüller zu der Feststellung gelangen, daß das Programm der neuen Industriemuseen bei allen konzeptionellen Unterschieden doch weitgehend „Region und (Arbeits-)Alltag“ heißt“ (Oligmüller 1991, 109). Damit distanzieren sich die neuen Museen zugleich deutlich von der ingenieurwissenschaftlich dominierten Darstellungsweise der traditionellen Technikmuseen, wobei häufig auf einen ihrer ‚klassischen‘ Repräsentanten, das Deutsche Museum in München, verwiesen wird (vgl. Mayr 1985, 77). Stattdessen ist eine Verbindung von Elementen verschiedener Museumsgattungen das Ziel.²

Um solche Ansprüche in praktische Museumsarbeit umsetzen zu können, mußte vielfach erst damit begonnen werden, Sammlungen von Objekten aus den genannten Themenbereichen anzulegen. Dies ist insofern mit Schwierigkeiten verbunden, als die nunmehr interessierenden Alltagsgegenstände dem Verschleiß unterworfen waren und nur selten als bewahrenswert galten. Die Ausstellungen entstehen in der Regel im Zusammenwirken mit Praxisexperten, d.h. mit Menschen, die ihre museumsreif gewordenen Erfahrungen und Fertigkeiten

2 Dies bringt natürlich Schwierigkeiten in der statistischen Erfassung solcher Museen mit sich. Für die jährliche Besuchsstatistik des Instituts für Museumskunde hat der dort nicht näher spezifizierte Sammlungsschwerpunkt „Industriegeschichte“ z.B. die Zuordnung zur Kategorie „Naturwissenschaftliche und technische Museen“ zur Folge (vgl. Erhebung 1990, 15).

aus dem Arbeitsleben weitergeben können. Darüber hinaus versucht man, gängige Formen von Objektpräsentation, Medieneinsatz und Arbeitsvorführungen weiterzuentwickeln. Mit der musealen Umnutzung erhaltenswerter Objekte aus der Geschichte von Produktion und Infrastruktur sind im Bereich der Denkmalpflege neue Akzente gesetzt worden.

Eine als besucherfreundlich eingeschätzte „neue Unmittelbarkeit“ der Präsentationsweise sowie „[s]ozialgeschichtliche Ausrichtung, kritischer Rückblick und progressiver Praxisbezug“ sind von Thomas Schleper nach der Auswertung von Konzeptpapieren wichtiger neuer Industriemuseen als deren Essentials ausgemacht worden (Schleper 1989, 75 f.). Mithin wollen die Museen Beiträge zur Diskussion über die Zukunft von Technik und Arbeit leisten, sei es durch Thematisierung in ihren Ausstellungen oder durch Aktivitäten wie Veranstaltungsreihen. Am pointiertesten wurde und wird dieser Anspruch durch das Hamburger *Museum der Arbeit* vertreten:

„Zwar ist es auch wichtig, wesentliche Objekte der technischen Entwicklung – also Maschinen und Geräte – zu sammeln, zu konservieren und auszustellen. Viel wichtiger aber ist es, Wegweiser zu sein im Dschungel technisch/ökonomischer Entwicklungen, auf Möglichkeiten und Gefahren hinzuweisen und die historische Entwicklung zu nutzen für das Wichtigste, was wir als Menschen erreichen und erhalten müssen: Die Handlungsfähigkeit auf eine lebenswerte, d. h. humane Zukunft hin“ (Krankenhagen 1984, 16).

Damit sind wichtige Charakteristika der neuen Industriemuseen zunächst nur grob umrissen; in den Kapiteln 3.3. und 3.4. werden sie ausführlich problematisiert werden.

Die industriegeschichtliche Abteilung des 1976 mit neuer Konzeption wiedereröffneten *Museums der Stadt Rüsselsheim* hatte für viele Nachfolgeprojekte Modellcharakter. Das Rüsselsheimer Museum wurde 1980 mit dem Museumspreis des Europarates ausgezeichnet und 1981 in der UNESCO-Zeitschrift weltweit vorgestellt (vgl. Schirmbeck 1982); der englische Industriearchäologe Kenneth Hudson ging sogar soweit, als Gegensatz zu den traditionellen Technikmuseen vom „Rüsselsheimer Museumstyp“ zu sprechen (Hudson 1987, 5). Diese Bezeichnung hat sich als Sammelbegriff freilich nicht durchsetzen können. Doch auch das inzwischen so geläufige Wort „Industriemuseum“ birgt Probleme, denn es handelt sich dabei keineswegs um eine aktuelle Prägung. Schon zu Anfang

dieses Jahrhunderts fand es Verwendung für ständige Leistungsschauen regionaler Wirtschaftsverbände.³

Heute scheint sich der Begriff als naheliegender Ausdruck für ein Museum anzubieten, dem es um die Darstellung einer „Technik- und Sozialgeschichte verbindenden Industriegeschichte“ geht (Schirmbeck 1989, 236). „Industriegeschichte“ und „Industriemuseum“ korrespondieren dabei zudem mit den Begriffen „Industriearchäologie“ und „Industriedenkmal“, die ja auch keineswegs ausschließlich technikhistorische Bezüge haben.

Eine weitere definitorische Einschränkung kommt jedoch aus der aktuellen Museumspraxis: Leitende Mitarbeiter des dezentral organisierten Westfälischen Industriemuseums wollen diesen Begriff allein auf solche Museen angewendet wissen, durch die eine Umnutzung ehemaliger Fabrikgebäude erfolgt (vgl. Parent 1987, 29; 1990, 249; Bönnighausen 1988). Meiner Ansicht nach ist eine anhand des Museumsquartiers vorgenommene Unterscheidung durchaus geboten, wenn die ganz speziellen Bedingungen der Museumsarbeit im ‚authentischen‘ Rahmen thematisiert werden (vgl. 3.4.3.). Allerdings würde ein in diesem Sinne eingeschränkter Gebrauch des Begriffs „Industriemuseum“ inzwischen schon mit der Namensgebung bestimmter Museen kollidieren (s.u.) und würde inhaltlich vergleichbare Institutionen und Projekte ausschließen, für die eine angemessene Bezeichnung dann zudem noch zu finden wäre. Auch die Brockhaus-Enzyklopädie, deren 19. Auflage das Stichwort erstmals verzeichnet, spricht lediglich davon, daß es sich bei Industriemuseen „häufig“ um stillgelegte Industriebauten oder Freilichtmuseen handelt (Brockhaus 1989, 484).

So halte ich es für angebracht, in allgemeinen Zusammenhängen vornehmlich im Plural von „neuen Industriemuseen“ zu sprechen. Diese Formulierung findet

3 So wurde beispielsweise im Jahr 1911 das *Handels- und Industrie-Museum* der Handelskammer Hildesheim eröffnet. Seine Präsentation von Mustererzeugnissen, Modellen und Bergwerksnachbauten diente zunächst dem Unterricht von Gewerbeschülern, sollte darüber hinaus aber auch zur generellen Akzeptanz des industriellen Wandels beitragen, „denn“, so heißt es in einem Jahresbericht des Museums, „unerbittlich schreitet die Industrialisierung Deutschlands weiter, und neben der Jugend sollen auch die Erwachsenen der fortschreitenden Umgestaltung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse folgen“ (Jahresbericht o.J., 6).

Auch in Hannover unterhielt die Handelskammer eine Ausstellung gleichen Titels. Beide Einrichtungen wurden während der Zeit des Nationalsozialismus aufwendig modernisiert. Im Sinne der Volksgemeinschafts-Ideologie sollte die hannoversche Ausstellung dazu beitragen, daß sich „jeder arbeitende Volksgenosse [...] nicht als einzelner empfindet, sondern als Rad in der großen Maschine Niedersachsens und weiterhin Deutschland“ (Handels- u. Industrie-Museum Hannover [1938], [4]). In Hildesheim kam es zur Umgestaltung in Deutschlands einziges *Museum für Warenkunde*, durch das nationalwirtschaftliche Ziele des Regimes, wie z.B. die Verbrauchslenkung hin zu bestimmten Ersatzstoffen, propagiert wurden (vgl. Mundry 1938, 2f.).

sich bereits in Adelhart Zippelius' 1982 erschienenem Führer zu deutschen Freilichtmuseen (Zippelius 1982, 62), ist dann vornehmlich vom Rüsselsheimer Museumsleiter Peter Schirmbeck (1985b, 35) verbreitet und unlängst von Oligmüller (1991, 107) aufgenommen worden. Sie betont meinem Verständnis nach zunächst die konzeptionelle Modernität im Gegensatz zum traditionellen Technikmuseum und läßt daneben genug Raum für präzisierende Ausführungen zu Konzeptionen oder Bedingungen der Museumsarbeit an den jeweiligen Standorten.

Eine auf Vollständigkeit angelegte Bestandsaufnahme von neuen Industriemuseen in Deutschland ist nicht das Ziel dieser Arbeit und wäre überdies angesichts der „aktuelle[n] Vielfalt der immer zahlreicher wuchernden Institute, Projekte und Initiativen“ (Parent 1990, 246) nach wie vor lediglich eine Momentaufnahme.⁴

Allerdings läßt sich eine grobe Unterteilung in zunächst zwei Hauptgruppen vornehmen. Dabei handelt es sich einerseits um Museen, die sich thematisch breit angelegt der Industriegeschichte einer Stadt oder Region widmen, und andererseits um Museen, die ein Industriedenkmal nutzen, um dort vornehmlich über die Geschichte eben dieser Einrichtung zu informieren.

Zu solchen Museen, deren Gebäude nicht nur eine Hülle, sondern bereits das erste und wichtigste Exponat bilden, zählen etwa die insgesamt 15 über das Land NRW verteilten Außenstellen des *Rheinischen* (vgl. Arbeit 1994) und *Westfälischen Industriemuseums* (vgl. Industriemuseum o.J.).

Auch Museen der ersten Gruppe sind freilich in Denkmälern der Produktions- und Verkehrsgeschichte eingerichtet worden, so das *Museum der Arbeit* in Hamburg (vgl. *Museum der Arbeit* 1993), das *Museum Industriekultur* in Nürnberg⁵ (vgl.

4 Den Versuch einer solcher Bestandsaufnahme unternahm die in Duisburg ansässige Deutsche Gesellschaft für Industriekultur e.V., die im September 1991 die Broschüre „Industriegeschichte im Museum. Anschriftenregister für die Bundesrepublik Deutschland“ vorlegte. Dabei ist man allen Schwierigkeiten einer Kategorisierung der Museen jedoch ausgewichen und hat unterschiedslos auch technische Spezialsammlungen oder Museenseisenbahnen verzeichnet, wobei eine Gliederung allein nach Postleitzahlen erfolgte. Ausführliche Darstellungen der jeweiligen Museumsinhalte und -konzeptionen soll ein „Wegweiser zu industrie- und sozialgeschichtlichen Sammlungen und Museen“ bieten. Mit der Erarbeitung dieses Museumsführers, dessen „im Schnittpunkt von Bildung und Freizeit“ angesiedeltes Konzept bereits 1989 im Rahmen einer Tagung vorgestellt worden war (Jelich 1989, 95ff.), konnte Anfang 1994 dank der Förderung durch die gewerkschaftliche Hans-Böckler-Stiftung begonnen werden.

5 Nur in Einzelfällen ging der Begriff „Industriekultur“ in die Namensgebung von Museen ein. Für den langjährigen Nürnberger Kulturdezernenten und Museumsinitiator Hermann Glaser bezeichnete er „die Kultur- und Lebensformen seit Beginn der Industrialisierung“ (Glaser 1981, 34), ja er galt ihm diesbezüglich sogar als zusammenfassendes

Thorn-Prikker 1989) oder das *Museum für Verkehr und Technik* in Berlin (vgl. Gottmann 1985). Für das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* in Mannheim (vgl. Kallinich 1990) und die sozialgeschichtliche Abteilung des *Ruhrlandmuseums* in Essen (vgl. Ruhrlandmuseum 1986) wurden jedoch eigene Neubauten konzipiert.

Die bislang genannten Institutionen sind zweifellos die bedeutendsten neuen Industriemuseen. Fast alle wurden noch Ende der 70er Jahre projektiert und konnten um die Mitte der 80er Jahre zumindest in ersten Ausbaustufen eröffnet werden. Auf Nachfolgeprojekte an anderen Orten wirkte ihre Arbeit wiederum in vielfacher Weise stilbildend. Darüber hinaus beeinflussten sie in vielen Fällen auch Regional-, Stadt- oder Heimatmuseen, indem sie Anregungen dazu boten, diese um Abteilungen zur Industriegeschichte zu ergänzen oder solche Abteilungen im Falle grundlegender Modernisierungen von vornherein einzuplanen.

Beispiele für neue Industriemuseen oder industriegeschichtliche Museumsabteilungen finden sich auch in Niedersachsen, wobei diese Projekte zumeist schon Impulse der genannten Trendsetter-Museen aufnahmen und geringere überregionale Aufmerksamkeit als jene erfuhren.

Einige Jahre lang gehörte die Landeshauptstadt Hannover zum Kreis der Großstädte, in denen ein vergleichsweise aufwendiges Industriemuseumsprojekt ver-

„Schlüsselwort“ (Glaser 1985, 89). Häufig wurden unter „Industriekultur“ nicht nur kulturgeschichtliche Phänomene verstanden, sondern waren deren Erfassung und interdisziplinäre Erforschung mitgemeint: „In diesem Sinn will I[ndustriekultur] den wirtschaftlichen und sozialen wie auch gestalterischen Wandel aufzeigen, der mit der industriellen Revolution eintrat“ (Sembach/Sonnenberger 1983, 270). So verwendete man den Begriff in der alten Bundesrepublik auch, um sich von der eher pragmatisch-denkmalspflegerisch orientierten Industriearchäologie angelsächsischer Prägung (s.u.) abzugrenzen und die umfassenderen Ansprüche des eigenen Forschungsansatzes zu betonen (vgl. Glaser 1981, 34; Sembach/Sonnenberger 1983, 272).

Daß der Begriff im Museumswesen keine wirklich weite Verbreitung fand, mag einem in Deutschland stark ausgeprägten und auf Romantik und Kulturpessimismus des 19. Jahrhunderts fußenden Verständnis geschuldet sein, demzufolge es sich bei ‚Industrie‘ und ‚Kultur‘ um ein vermeintlich diametrales Begriffspaar handelt (vgl. Sembach/Sonnenberger 1983, 270 f.). Zweifellos haben die neuen Museen gerade zum Ziel, „die polarisierte Situation des 19. Jh. in der Gegenwart aufzulösen und ein neues Verständnis kultureller Zusammenhänge zu fördern“ (ebd., 271), doch indem auf eine vorschnelle Etikettierung mit dem irritierenden Begriff weitgehend verzichtet wurde, scheint man auf unterschiedlich weiter bestehenden Vorbehalte Rücksicht genommen zu haben.

In einer durch die deutsche Kultusministerkonferenz am 27. Januar 1995 verabschiedeten Empfehlung hinsichtlich Industriedenkmalpflege und Industriemuseen hat man sich des Begriffs „Industriekultur“ freilich wieder bedient und will mit ihm sowohl „die dingliche Hinterlassenschaft der Industrialisierung“ als auch „die Lebensverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung in den Industrieregionen“ bezeichnen wissen (Kultusministerkonferenz 1995, 8).

folgt wurde (vgl. Görg 1989). Allerdings erfuhr der Förderverein des *Museums für Industrie und Arbeit* vom Beginn seines Wirkens an mehr ideelle als materielle Unterstützung. Inzwischen sind die Realisierungschancen weiter gesunken, da die für erste thematische Ausstellungen genutzten Räumlichkeiten in der HA-NOMAG-Maschinenfabrik nicht mehr zur Verfügung stehen.⁶

In Osnabrück hingegen wurden langjährige Planungen nicht aufgegeben und die erhaltenen Gebäude einer frühindustriellen Steinkohlenzeche zum 1994 teileröffneten *Museum Industriekultur* umgestaltet (vgl. Funk 1995). Daß ähnliche Projekte auch in kleineren Städten gedeihen können, zeigt das Beispiel aus dem südoldenburgischen Löhne: Im dortigen *Industriemuseum* wird bereits seit einigen Jahren in wechselnden Ausstellungen die Geschichte von ehemals in der Stadt ansässigen Spezialindustrien präsentiert (vgl. Göttke-Krogmann 1994).

Für die konkreter auf eine einzelne Produktionsstätte bezogene Museumsarbeit steht in Niedersachsen vor allem das ambitionierte *Rammelsberger Bergbaumuseum Goslar*. Schrittweise sollen die über- und untertägigen Anlagen des nach über tausendjährigem Betrieb 1988 stillgelegten und inzwischen in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommenen Erzbergwerks Rammelsberg teils museal erschlossen, teils für andere kulturelle Zwecke umgenutzt werden. Die ersten Ausstellungs- und Führungsangebote nach der Museumseröffnung im Jahr 1990 lassen die Besucher vorwiegend Einblicke in die jüngere Bergbautechnik nehmen; spätere Ausbaustufen sollen dann ein breites Themenspektrum abdecken, das von Geologie und Mineralogie über politische und dynastische Interessenkonflikte um das Erzlager bis zu den sozialen Verhältnissen der Bergleute und ihrer Familien reicht.

Vornehmlich um das historische Museumsquartier geht es auch im *Fabrikmuseum Nordwolle* in Delmenhorst, dessen Aufbau mit zur Revitalisierung eines ehemals industriell geprägten Stadtteils beitragen soll (vgl. Nordwolle o.J.), oder in der weitgehend durch Privatinitiative erschlossenen *Historischen Spinnerei Gartetal* bei Göttingen (vgl. Ströhlein 1989).

Daß industriegeschichtliche Themen Aufnahme in bestehende Sammlungen finden können, zeigt z.B. das *Heimatmuseum Seesen*: Es wurde im Zuge der vom Museumsverbund Südniedersachsen angestrebten schärferen inhaltlichen Profilierung seiner Mitglieder um eine Abteilung zur Geschichte der örtlich bedeutsamen Konserven- und Konservendosenindustrie erweitert.

⁶ Unabhängig von den lokalen Verhältnissen ist damit zugleich das rezessionsbedingte generelle Ende des Museumsbooms angezeigt (vgl. 3.5.).

Im Land Bremen haben sich die durch DGB und Geschichtsinitiativen erhobenen Forderungen, ein *Gewerkschaftliches Kulturzentrum und Museum der Arbeit* einzurichten, als nicht durchsetzbar erwiesen. Stattdessen sollen industriegeschichtliche Themen zunächst in Sonderausstellungen des *Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte/Focke-Museum* präsentiert werden, um dann im Zuge einer kompletten Überarbeitung der stadtgeschichtlichen Dauerausstellung in komprimierter Form in diese integriert zu werden.⁷

An der DDR war der beinahe europaweite Trend zur Aufnahme industriegeschichtlicher Themen in museale Präsentationen weitgehend vorbeigegangen. Nach der politischen Wende setzte jedoch eine ‚verspätete‘ Gründungswelle ein, wobei noch unsicher ist, welche Projekte Aussicht auf Verwirklichung haben.

Am weitesten ist die Entwicklung inzwischen in Sachsen fortgeschritten, wo die Gründung eines dezentralen Industriemuseums nach NRW-Muster mit der Hauptstelle im 1992 teileröffneten *Industriemuseum Chemnitz* angekündigt ist; Außenstellen befinden sich an den Standorten Crimmitschau, Ehrenfriedersdorf, Oelsnitz, Knappenrode und Lengfeld im Aufbau bzw. in Umgestaltung. In Leipzig-Plagwitz wurde das *Museum für Industrie und Arbeit* ins Leben gerufen, und daneben verfolgen nicht weniger als drei Museen bzw. Museumsinitiativen Pläne einer umfassenden Dokumentation der für die Stadt lange bedeutenden druckgraphischen Industrie.

An zahlreichen weiteren Orten der neuen Bundesländer wird eine museale Nutzung von Produktionsstätten angestrebt, die lange mit ‚historischer‘ Technik betrieben und erst unter den neuen wirtschaftlichen Bedingungen stillgelegt wurden. Den konzeptionellen Ansprüchen neuer Industriemuseen genügen dabei in jedem Fall die Museumsinitiativen in den Stahlstädten Brandenburg (Havel) und Unterwellenborn sowie am Chemiestandort Wolfen.

Natürlich erfolgt das Engagement für neue Industriemuseen oder entsprechenden Förderkreise in Ostdeutschland unter anderen Vorzeichen, als dies in der alten Bundesrepublik der Fall war. Unzufriedenheit mit den vorgefundenen Inhalten und Formen musealer Technikpräsentation gehörte jedoch damals wie heute zu den Motiven.

⁷ Schriftliche Auskünfte durch Herrn Dr. Jörn Christiansen, leitender Direktor des Bremer Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte/Focke-Museum, vom 2. Februar 1993.

3.2. Vorläufe

Die Wurzeln des Technikmuseums reichen zurück bis zu den Anfängen des Museumswesens. Schon in den Kunst- und Naturalienkabinetten des ausgehenden 16. Jahrhunderts, deren Bestände noch ohne Systematik und vor allem mit dem Sinn für Kurioses zusammengetragen worden waren, fanden sich Objekte mechanischen oder technischen Schaffens, wie z.B. mathematische Instrumente, Werkzeuge oder Maschinenmodelle. Über welche Stationen nun erfolgte die Differenzierung der technisch ausgerichteten Museumslandschaft? Auf welche Weise trug jedes der Ausstellungskonzepte dazu bei, den Weg zu den neuen Industriemuseen zu bereiten?

3.2.1. Technikmuseen – die „Registraturen der Technik“

Die Aufklärung und mit ihr das Bestreben, naturwissenschaftliche Erkenntnisse systematisch zu vermehren und – auch im merkantilistischen Sinne – nutzbringend anzuwenden, bildeten den Hintergrund für die ersten Projekte rein technischer Museen. Sie wurden im 17. Jahrhundert in den Schriften des Empiristen Francis Bacon sowie der Rationalisten René Descartes und Gottfried Wilhelm Leibniz entworfen und sahen neben den eigentlichen Sammlungen auch eine ehrende Vorstellung bedeutender Erfinder, eine technische Schule oder eine gelehrte Gesellschaft vor (vgl. Klemm 1973, 26 ff.).

Kennzeichnend für das Museumswesen des 18. Jahrhunderts war die Verwissenschaftlichung der bis dahin universellen Sammlungen durch eine Gliederung in Fachgebiete und eine fundierte Auswahl der Exponate. Darüber hinaus wurden speziell zur Förderung des Gewerbe- und Manufakturwesens neue Sammlungen von physikalischen Geräten und Maschinenmodellen angelegt (vgl. ebd., 37).

Die Gründung des ersten großen technischen Museums, an das, wie Friedrich Klemm als Chronist dieser Museumsgattung schreibt, „alle späteren anknüpfen“ (ebd., 42), erfolgte 1794 auf Regierungserlaß in Paris. Die als *Conservatoire des Arts et Métiers* bezeichnete Einrichtung sollte jedoch mehr sein als ein Depot für Maschinen und Werkzeuge, Modelle und Beschreibungen. Die mit ihr verbundenen Ziele waren umfassender und folgten den frühen Plänen Descartes' sowie den Gedanken der Enzyklopädisten und Idealen der Französischen Revolution: „Sammlung und Aufbewahrung von Objekten und gleichzeitig Lehre zur Befrei-

ung des unterprivilegierten Individuums durch Bildung und Ausbildung, Aufwertung der Handwerkskünste und Förderung der Industrie“ (Rahtjen 1994, 25). Daß durch das 1802 eröffnete *Conservatoire* eine ehemalige Klosteranlage mitsamt der Abteikirche genutzt wurde, hatte durchaus Symbolcharakter: An die Stelle der Religion trat die wissenschaftlich-technische Rationalität (vgl. Klemm 1973, 42 f.; Bolenz 1991, 119 f.).

In den deutschen Einzelstaaten waren thematisch ähnliche Sammlungen vor allem im Zuge des Aufbaus polytechnischer Lehranstalten angelegt worden. Ein frühes Beispiel bildete die technologische Lehrsammlung, die seit 1830 von Karl Karmarsch an der Höheren Gewerbeschule zu Hannover aufgebaut wurde (vgl. Klemm 1979, 50). Daneben entstanden etwa seit der Jahrhundertmitte zahlreiche regionale Gewerbeausstellungen. Sie präsentierten neben aktuellen Musterzeugnissen aus Handwerk und Industrie auch historische Stücke (vgl. ebd., 50).

Das zweite größere Technikmuseum wurde im liberalistisch geprägten und sich industriell am schnellsten entwickelnden England eingerichtet. Den Anstoß dazu gab die erste Weltausstellung, die 1851 mit großem Erfolg in London stattfand. Die Überschüsse aus diesem Unternehmen und einige am Ort verbleibende Exponate ermöglichten die Gründung des *South Kensington Museum*, das sich zwar vornehmlich der Kunst und dem Kunsthandwerk widmete, jedoch auch eine naturwissenschaftlich-technische Sektion besaß. Diese konnte durch die Übernahme anderer Sammlungen und durch Leihgaben moderner Ausstellungsobjekte von Seiten der Industrie erweitert werden, so daß sie 1909 zu einer selbständigen Einrichtung mit dem späteren Namen *Science Museum* wurde (vgl. Klemm 1973, 47 f.; Hudson 1987, 3 f.).

Leistungsschauen im Stil jener Londoner *World Exposition* erweckten die Faszinationskraft der Technik und sollten zu dem für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristischen Ausstellungstyp werden. Man zelebrierte die moderne Technik „als großes Fest“, wobei ihre Phänomene als „Bestandteil[e] von Kunst und Kultur“ dargestellt und „mit einer tropischen Fülle von historistischem Prunk“ umgeben wurden (Radkau 1992, 54 f.). Zum „klassische[n] Land der repräsentativen Ausstellungen“ wurde Frankreich (ebd., 54). Bis zur Jahrhundertwende sah Paris nicht weniger als fünf Weltausstellungen.

Regionale Gewerbeausstellungen fanden, wie schon erwähnt, auch in den deutschen Ländern statt. Eine der spektakulärsten, die Frankfurter Elektroausstel-

lung von 1891, war durch den Münchner Ingenieur Oskar von Miller organisiert worden. Dieser entwickelte, angeregt auch durch Besuche im Conservatoire und in South Kensington, im Jahr 1903 die Initiative zur Einrichtung eines zentralen, in München ansässigen *Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik* (vgl. Klemm 1979, 52). Von Miller, der in erster Linie den „höchst zukunftssträchtige[n] Typ des Projekt-Managers“ verkörperte (Radkau 1992, 58), gelang es, durch geschicktes Taktieren nicht nur die Stadt München und das Königreich Bayern, sondern auch industrielle und wissenschaftliche Kreise und schließlich auch die Reichsregierung zu großzügiger Finanzierung und Ausstattung des Projektes zu verpflichten (vgl. Gottmann 1979, 12 ff.). Kurze Zeit nachdem von Miller seinen Plan formuliert hatte, beschloß die Jahresversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure (VDI) die Gründung eines Trägervereins für das Deutsche Museum. 1906 kam es zur Eröffnung der ersten Abteilungen an provisorischer Stätte, 1925 wurde ein Neubau auf der Isarinsel bezogen. Bei dessen vorläufiger Vollendung im Jahr 1939 galt das Deutsche Museum mit einer Führungslinie von über 14 Kilometern Länge als das größte technische Museum der Welt (vgl. ebd., 20).⁸

Das Deutsche Museum konnte nicht aus dem Fundus einer großen Industrieausstellung schöpfen; sein Aufbaustab trug die Exponate selbständig zusammen. Anders als die Weltausstellungen, deren Ausstrahlungskraft nachzulassen begann, sollte sich das neue Museum allein durch technikbezogene Inhalte auszeichnen. Ganz im Sinne der sich zu Anfang des 20. Jahrhunderts durchsetzenden Auffassung, daß die Welt der Technik nunmehr systematisiert werden könne und der Verlauf des Fortschritts abzusehen sei (vgl. Radkau 1992, 55), entwickelte Oskar von Miller eine „entwicklungsgeschichtliche und disziplinenorientierte Konzeption“ (Dienel 1991a, 108). Neben der Beschaffung aktueller Exponate gelang es, zahlreiche Objekte und Quellen zu retten, die aufgrund des seinerzeit vorherrschenden Fortschrittsoptimismus von der Vernichtung oder vom Vergessen bedroht waren (vgl. Klemm 1979, 52).

Zugleich hatte das Museum von Anfang an einen Bildungsauftrag und wandte sich an breite Bevölkerungsschichten. Daher wurde die Ausstellung – und dies

⁸ Diesen Superlativ dürfte es sich bis heute bewahrt haben, denn auch die 1986 in Paris eröffnete *Cité de la Science et de l'Industrie* (vgl. 3.2.2.) erreicht nicht die in München gebotene Ausstellungsfläche von über fünf Hektar (vgl. Bolenz 1991, 116). Mit regelmäßig etwa 1,5 Million Besuchern im Jahr wirkt das Deutsche Museum hierzulande außerdem als stärkster Besuchermagnet.

war das eigentlich Neue im Vergleich zu den Vorläuferinstitutionen in Paris oder London – nach didaktischen Gesichtspunkten gestaltet (vgl. ebd., 52 f.): Man erläuterte die originalen ‚Meisterwerke‘ sowie nachgebaute Entwicklungsstufen jeweils durch Schrifttafeln oder Skizzen und ergänzte sie ferner durch Modelle, die Einblicke erlaubten oder sich von den Besuchern in Betrieb setzen ließen; verkleinerte Dioramen bildeten zudem ganze Großanlagen ab.

Auch Ergebnisse der naturwissenschaftlich-technischen Grundlagenforschung wurden veranschaulicht. Dies geschah seit den ersten Ausstellungsaktivitäten auch mit Hilfe von Versuchsanordnungen, die von den Besuchern selbst auf Knopfdruck zum Ablauf gebracht werden konnten. Die Druckknopf-Experimente sollten zu einem Markenzeichen des Deutschen Museums werden; es handelte sich dabei jedoch um die Übernahme einer didaktischen Idee aus dem sog. ‚Laienexperimentiersaal‘ der 1889 eröffneten Berliner Bildungsstätte *Urania* (vgl. Lühns 1992, 51).

Insgesamt präsentierte sich die Ausstellung des Deutschen Museums somit als aufgeschlagenes Lehrbuch, das Interesse an der Entwicklung der Technik wecken und zu entsprechender Weiterbildung motivieren sollte:

„Der ideale Museumsbesucher war ein Lehrling, der nach der Besichtigung der Sammlungen eine förmliche Gier bekommt, die Bibliothek und Plansammlung aufzusuchen, dort tiefer in die Technik eindringt, ein technisches Studium aufnimmt, um später ein großer Erfinder zu werden“ (Dienel 1991a, 111).

Dabei vermittelte das Museum ein Idealbild: Technische Anwendungen, so die Botschaft, gehen aus wissenschaftlichem Experiment hervor und werden stetig zum allgemeinen Wohl weiterentwickelt. Die konkreten Auswirkungen des Technischeinsatzes oder seine gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen blieben unberücksichtigt; aber auch nationales Pathos wurde weitgehend vermieden. Das Deutsche Museum wollte unpolitisch sein und sorgte dabei für eine ideologische Verklärung einer vermeintlich idealen und neutralen Technik (vgl. ebd., 111). Dieser Technik und ihren Schöpfern sollten die Besucher Bewunderung und Respekt entgegenbringen. Denn neben der Vermittlung technischen Wissens war dem Museum langfristig auch daran gelegen, „dem Ingenieur und Techniker eine dem Geisteswissenschaftler vergleichbare gesellschaftliche Stellung zu erkämpfen“ (Föhl 1990, 123).

Mit seinem didaktischen Konzept wurde das Deutsche Museum zum Vorbild für zahlreiche Nachfolgeprojekte, wie sie noch vor dem Ersten Weltkrieg in Prag und Wien, in den 20er und 30er Jahren dann in Stockholm, New York und Chicago verwirklicht wurden (vgl. Klemm 1979, 54; Danilov 1982, 23 ff.). Daß die Museumsdidaktik im Sinne der Ausstellungsgestaltung erfolgreich war, belegt eine erste Auswertung schriftlicher Berichte von Reisetendierten, denen Förderer des Deutschen Museums einen Besuch in München ermöglicht hatten: „Die geschilderten Impressionen entsprachen weitgehend den Intentionen [...]“ (Dienel 1991a, 112).⁹

Diese Aussage hat ihre Gültigkeit zumindest bis zum Einschnitt 1945. Noch bis weit in die Nachkriegszeit hinein war das Deutsche Museum prinzipiell unumstritten, wozu sicher schon seine Dimensionen und sein weltweiter Ruf als *das* Technikmuseum beigetragen haben dürften. In dem Maße jedoch, in dem sich das Erleben der Technik wandelte (vgl. 3.3.), begann sich auch die Einstellung zum Deutschen Museum zu ändern. So zitiert Dienel etwa aus einem Stipendiatenbericht von 1968, dessen Verfasser sich befremdet über die pathetische Technikdarstellung zeigte, und konstatiert allgemein eine sinkende Bereitschaft, der ausgestellten Technik Ehrfurcht entgegenzubringen (vgl. ebd., 110 ff.). Vor allem in der mit den Projekten neuer Industriemuseen einhergehenden museologischen Fachdiskussion sah sich das Deutsche Museum, oftmals stellvertretend für die gesamte Gattung der ingenieurwissenschaftlichen Sammlungen, harten Anwürfen ausgesetzt und grundsätzlich in Frage gestellt. Hudson etwa hielt die nationalen Technikmuseen schlichtweg für „überholt“, da sie keine ernsthaften Schritte unternommen hätten, „der heutigen Sicht von Lebenszusammenhängen“ gerecht zu werden (Hudson 1987, 6). Er sah in ihnen bloße „Registraturen der Technik“ (ebd., 14) und prägte damit zugleich eine Formulierung, die meiner Ansicht nach diese Museen treffend charakterisiert: Der Besucher „steht ratlos vor Elektrogenatoren und liest technische Daten von kleinen Schildchen, erfährt aber nichts über die umwälzenden Auswirkungen der Einführung der Elektrizität auf die Kultur“ (Rack 1995, 14).

Auch Günther Gottmann, der selbst als stellvertretender Generaldirektor des Deutschen Museums tätig war, bevor er die Leitung beim Aufbau des Berliner

9 Etwa 10.000 solcher von Schülern, Studenten, Lehrlingen und jungen Arbeitern verfaßten Berichte aus den Jahren von 1912 bis in die Gegenwart sind im Deutschen Museum erhalten. Hans-Liudger Dienel hat erstmals eine Stichprobe von 150 Berichten ausgewertet und auf die Bedeutung dieser Quellengattung für die weitere historische Besucherforschung hingewiesen (vgl. Dienel 1991a).

Museums für Verkehr und Technik übernahm, um dort gerade Bezüge und Zusammenhänge in den Mittelpunkt der Konzeption zu rücken, sparte nicht mit Kritik an Museen „zur Selbstbefriedigung für Techniker“: Die Mehrzahl der Besucher würde sie „in resignierter Faszination“ verlassen (Gottmann 1985, 139). Bezogen auf Häuser vom Zuschnitt des Deutschen Museums spricht er jedoch auch von „Museen ihrer selbst“, die als Zeitdokumente und „um ihres unersetzlichen Reichtums willen [...] womöglich gar nicht ‚modernisiert‘ und damit in ihrer ursprünglichen Aussage verfälscht werden [sollten]“ (ebd., 137).

So reizvoll diese Vorstellung auch sein mag¹⁰ – natürlich ist es unrealistisch, einer etablierten und vom Besucheraufkommen her so erfolgreichen Einrichtung wie dem Deutschen Museum ein grundlegend neues Profil verleihen zu wollen.¹¹ Schließlich würde damit ein Teil des im aktuellen Besucher-Informationsblatt formulierten Anspruchs, „die Entwicklung der Technik und der Naturwissenschaft von den Ursprüngen bis zum modernsten Stand“ zu thematisieren, aufgegeben. Zudem ist die erwähnte Kritik durchaus vom Leitungsstab des Museums aufgenommen worden. In den Jahren 1983/84 wurde eine Grundsatzdiskussion über das „Erscheinungsbild“ des Deutschen Museums geführt, die zunächst die Festlegung eines corporate design zum Ergebnis hatte, in der darüber hinaus aber auch die Ziele des Museums und seine Position in der sich wandelnden Museumslandschaft von neuem herausgearbeitet wurden.

Das Deutsche Museum versteht sich danach als vermittelnde Institution im „Spannungsfeld zwischen unserer Angewiesenheit auf die Technik einerseits und der Infragestellung dieser selben Technik andererseits“ (Mayr 1985, 78). Es möchte auf zwei Wegen „parallel und gleichzeitig [...] zeigen, wie Technik beherrschbar ist, und wie sie vom Menschen beherrscht werden muß“: zum einen im individuellen Rahmen durch Erlangung technischer Kompetenz und zum

10 Freilich müßten in einem ‚Museum seiner selbst‘, wollte es sich den Besuchern überhaupt als solches erschließen, den originären Ausstellungsbereichen ‚Zeitgeist-Abteilungen‘ vorangestellt werden, die die jeweils zeittypische Ausstellungskonzeption transparent machen (vgl. Rack 1995, 14). Mit der 1989 eröffneten kleinen Abteilung ‚Geschichte des Deutschen Museums‘ geht man in München bereits ein Stück dieses Weges (vgl. Dienel 1991b).

11 Für das ungleich kleiner dimensionierte und weniger frequentierte Pariser Conservatoire wird solches jedoch bis 1996 angestrebt. Das neue Konzept sieht eine Einteilung der Technikgeschichte in sieben Bereiche, wie z.B. ‚Transport‘ oder ‚Kommunikation‘, vor, innerhalb derer dann eine zugleich chronologische wie fächerübergreifende Darstellung erfolgen kann (vgl. Rathjen 1994, 27). Als nunmehr so bezeichnetes *Musée National des Techniques* soll das lange vernachlässigte Conservatoire ein attraktives Pendant zur stark medien- und mitwirkungsorientierten *Cité des Sciences et de l'Industrie* (vgl. 3.2.2.) werden.

anderen, sobald über den Einsatz großtechnischer Systeme innerhalb der Gesellschaft entschieden werden muß, durch Teilnahme am politischen Prozeß (ebd., 78 f.).

Wenngleich eine „Umorientierung in der Darstellung von Technik und Wissenschaft auf menschen- und gesellschaftsbezogene Gesichtspunkte“ angestrebt wird, konnte der damalige Generaldirektor Otto Mayr doch aufgrund der ingenieur- und naturwissenschaftlichen Ausbildung der Mitarbeiter und des Personal mangels im Verhältnis zur Ausstellungsfläche und zur Zahl der Besucher keinen „sensationellen Wandel“ versprechen (ebd., 77 ff.). An neuen oder modernisierten Abteilungen des Deutschen Museums ist jedoch bereits erkennbar, daß ökologische Inhalte stärker berücksichtigt werden und daß die Präsentation den Besuchern intensivere sinnliche Erfahrungen bietet als im Fall der inzwischen vielfach als steril empfundenen Druckknopf-Experimente.¹² Im Verhältnis zu den neuen Industriemuseen zeigt man sich lernbereit und hofft auf eine gegenseitige Ergänzung. Die Rollen sind jedoch verteilt: Während dort das „Sozialhistorisch-externe“ den Schwerpunkt bildet, wird im Deutschen Museum weiterhin das „Technisch-interne“ im Vordergrund stehen (ebd., 80).

3.2.2. Science Centers – die Technik-Spielplätze

Für die ersten in den USA etablierten naturwissenschaftlich-technischen Museen hatte die didaktische Ausstellungskonzeption des Deutschen Museums entscheidenden Vorbildcharakter. Nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem seit den 60er Jahren wurde dieses Konzept weiterentwickelt: Mit Idealen wie „hands on“ und „action“ kamen umgestaltete oder neugegründete Museen, sofern sie diese Bezeichnung überhaupt beibehielten, ihrem Publikum entgegen. Es entstanden Einrichtungen, für die sich der Begriff „Science Centers“ einbürgern sollte. Wörtlich mit „Wissenschaftszentren“ ins Deutsche übersetzt, fehlt es ihm jedoch an Aussagekraft. Wenn man eine sperrige Formulierung nicht scheut, lassen sich die Science Centers als ‚gegenwartsnahe, nicht objekt- sondern mitwirkungsorientierte naturwissenschaftlich-technische Informationszentren‘ charakterisieren. Ihr Ziel ist es, die Besucher zu umfangreichen und alle

12 Die im November 1995 in Bonn eröffnete Außenstelle über Forschung und Technik in Deutschland nach 1945 ist ohnehin nach einem grundlegend neuen Konzept gestaltet worden, für das politische, institutionelle und gesellschaftliche Kontexte tragende Bedeutung haben (vgl. Rack 1995, 14).

Sinne einbeziehenden Aktivitäten an Installationen, Versuchsanordnungen oder Computerprogrammen zu motivieren und sie auf diesem Wege physikalische oder Naturphänomene erleben und Grundprinzipien moderner Technik verstehen zu lassen. So besteht die Möglichkeit, die Entfremdung von jenen Grundprinzipien, die mit der heutigen Selbstverständlichkeit des Technikgebrauchs einhergeht, zumindest teilweise aufzuheben.

Die Science Centers gelten als originär US-amerikanische Weiterentwicklung traditioneller Technikmuseen. Dies ist jedoch, auch wenn nirgendwo sonst Science Centers in ähnlich großer Zahl und Vielfalt entstanden, nur zum Teil richtig, denn zum einen basieren die Science Center auf erstmals in Europa angewandten Ausstellungskonzepten und Vermittlungstechniken, und zum anderen wurde die erste Einrichtung, die von vornherein den Charakter eines Science Centers trug – freilich zugleich als unkonventionelles Werkmuseum des Elektronik Konzerns Philips angelegt war –, im Jahr 1966 in den Niederlanden eröffnet.

Für die Entwicklung der Science Centers hat meiner Ansicht nach die Berliner Bildungsstätte *Urania* große Bedeutung. Sie verfügte neben einer Volkssternwarte und einem wissenschaftlichen Theater auch über einen Laienexperimentiersaal, in dem 1889 erstmals jene Knopfdruckexperimente installiert wurden, die lange als Synonym für die Besucherbeteiligung in naturwissenschaftlich-technischen Museen gelten sollten (vgl. Lührs 1992, 51 ff.). Die *Urania* ist daher auch leicht ironisch als „das erste ‚interaktive Technikmuseum‘“ bezeichnet worden (Tasso 1993, 14).¹³

Der US-amerikanische Technikhistoriker Victor J. Danilov berücksichtigt in seiner Geschichte der Science Centers die *Urania* nicht, sondern betrachtet das 1937 nach einer Weltausstellung in Paris eröffnete *Palais de la Découverte*, den „Palast der Entdeckungen“, als die erste gegenwartsbezogene Informationseinrichtung für Wissenschaft und Technik (vgl. Danilov 1978, 29). Entscheidend ist für ihn dabei, daß vornehmlich wissenschaftliche Prinzipien vermittelt wurden

13 Die Ironie, die angesichts des so modernen Begriffs „interaktiv“ durch die Anführungszeichen zum Ausdruck gebracht wird, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Ausstattung der *Urania* durchaus zeitgenössischen High-Tech-Charakter hatte. In einer Hörfunksendung hat Otto Lührs, Mitarbeiter des Berliner Museums für Verkehr und Technik, darauf hingewiesen, daß der uns heute so banal erscheinende Druckknopf am Ende des 19. Jahrhunderts, als z.B. erst sehr wenige Haustürklingeln installiert waren, Ausdruck hoher Modernität und Sinnbild der beginnenden Automatisierung war (vgl. Tasso 1993, 13 f.).

und daß dies auf eine nicht an Objekten orientierte Weise geschah. Im Palais gab es praktisch keine Exponate zu besichtigen; stattdessen fanden mehrmals täglich allgemeinverständlich gestaltete Vorführungen bedeutender Experimente der Wissenschaftsgeschichte statt, wobei Studenten verschiedener Pariser Hochschulen als sog. Demonstratoren tätig wurden und für Nachfragen zur Verfügung standen (vgl. Amelung 1978, 399). Dem Gründer des Palais, Physik-Nobelpreisträger Jean Perrin, ging es nicht darum, die Entwicklungsgeschichte von Maschinen und Apparaten aufzuzeigen, wie dies im Deutschen Museum der Fall war, sondern darum,

„dem allgemeinen Publikum ein Gefühl für die wissenschaftliche Kultur zu vermitteln und für Qualitäten wie Präzision, kritische Redlichkeit und unabhängige Urteilsfähigkeit, die durch diese Kultur entwickelt wurden und die für jedermann nützlich sind, was immer er tut“ (zit. n. ebd., 397).

Das während seines Bestehens laufend modernisierte und erweiterte Palais de la Découverte, in dem das Prinzip der Demonstrationsversuche weiterhin gepflegt wird, besteht auch nach der 1986 erfolgten Eröffnung des aufwendigen Nationalmuseums *Cité de Science et de l'Industrie* (s.u.) als eigenständige Institution fort.

Die ersten in den Vereinigten Staaten entstandenen Wissenschafts- und Technikmuseen – sie wurden in den 30er Jahren in New York, Chicago und Philadelphia eröffnet – hatten sich bereits am didaktischen Konzept des Deutschen Museums orientiert und waren inhaltlich stark historisch ausgerichtet. Nach der Wirtschaftskrise suchten die Museen verstärkt die Unterstützung der Industrie. Das gewährte Sponsoring hatte zur Folge, daß die Ausstellungen seit den 40er Jahren einen immer stärkeren Gegenwartsbezug erhielten (vgl. Danilov 1982, 22ff.). Diese Entwicklung traf in der Nachkriegszeit auf ein in weiten Teilen der Bevölkerung gestiegenes Interesse an Wissenschaft und Technik; Auslöser waren deren Rolle im Zweiten Weltkrieg sowie der Beginn des in Konkurrenz zur Sowjetunion betriebenen Raumfahrtprogramms (vgl. ebd., 31). Aber auch die Ansprüche potentieller Museumsbesucher, die über eine bessere Ausbildung, einen höheren Lebensstandard sowie mehr und vielfältig nutzbare Freizeit verfügten, wandelten sich: Von den Ausstellungen wurde erwartet, daß sie sowohl Unterhaltungswert aufweisen als auch zum Verständnis einer immer stärker auf das Alltagsleben Einfluß nehmenden Technik beitragen sollten (vgl. ebd., 29).

Es entstanden neue Spezialmuseen, die sich z.B. mit Hygiene, Energie oder Raumfahrt beschäftigten, und zahlreiche bestehende Museen erweiterten ihr Themenspektrum (vgl. ebd., 32). Das *Oregon Museum of Science and Industry* in Portland betrieb seit Ende der 50er Jahre als erstes eine konsequente Öffnung zum Publikum, indem es speziell auf den Schulunterricht abgestimmte Ausstellungen und Lernprogramme anbot, Zweigstellen einrichtete und sogar Ferien-camps organisierte (vgl. ebd., 34). Doch noch 1968 beklagte der Physiker Frank Oppenheimer die „passive pedagogy“ der meisten Museen (zit. n. ebd., 34), um dann mit dem *Exploratorium* in San Francisco seine Alternative zu verwirklichen.

Im Mittelpunkt dieses ersten Science Centers, dem fast nichts traditionell Museales mehr anhaftet, stehen Wahrnehmungen: Rauminstallationen, Versuchsanordnungen und Medienangebote sollen die Besucher auf physikalische oder Naturphänomene neugierig machen und ihnen dann Möglichkeiten geben, solche Erscheinungen mit allen Sinnen bewußt zu erleben und die eigenen Wahrnehmungsmechanismen besser kennenzulernen. Zur Begründung für sein Ausstellungsprojekt erklärte Oppenheimer:

„There is an increasing need to develop public understanding of science and technology. The fruits of science and the products of technology continue to shape the nature of our society and to influence events which have world-wide significance. Yet, the gulf between the daily lives and experiences of most people and the complexity of science and technology is widening.

Remarkably few individuals are familiar with the industrial processes involved in their food, their medicine, their entertainment, or their clothing. The phenomena of basic science, which has become the raw material of invention, are not easily accessible by the direct and unaided observation of nature, yet they are natural phenomena which have, for one segment of society, become as intriguing and as beautiful as a butterfly or flower“ (zit. n. ebd., 7).

Ein Hörfunk-Feature über das Exploratorium mit dem treffenden Titel „Im Paradies der Sinne“ beginnt mit Originaltönen aus dem sog. Tactile Dome, einem absolut verdunkelten und mit verschiedensten Hindernissen ausgestatteten Raum, den die Besucher nur mit Hilfe ihres Tastsinnes und vertrauensvoller Kommunikation untereinander durchqueren können (vgl. Tasso 1993, 1 f.); der Autor berichtet dann wie folgt von seinen weiteren Erfahrungen:

„In den nächsten drei Tagen arbeite ich mich nur durch einen kleinen Teil der hunderte von Experimenten hindurch. Ich reize eine an zwei

Elektrodrähten aufgehängte Nervenzelle einer Seeschnecke – sie stöhnt, bellt, quietscht; ich lerne, daß Zellen elektrische Signale aussenden, wenn man sie reizt. Am Computerbildschirm füge ich ein kleines Molekül einer chemischen Verbindung in ein größeres ein – und lerne die Reaktion der neuen Verbindung kennen. Ich rufe in ein 20 Meter langes Rohr hinein – und ein langes Echo antwortet mir. Auf einer einfachen Trommel mache ich Schallwellen sichtbar – mit Hilfe von vibrierendem Sand. Schließlich fliege ich durch die Halle – zumindest sieht es in einem großen Spiegel so aus. Nebenbei löse ich einen Mini-Tornado in einem Glaszylinder aus, bringe Öl durch Töne zum Sprudeln, stecke elektrische Schaltkreise – die funktionieren sogar – und betrachte dann das Exploratorium aus 30.000 Kilometer Entfernung: auf einem Dia, das aus dem Weltall aufgenommen wurde: Straßen, Häuser, Bäume sind klar zu erkennen; ich erkenne, daß ich nicht wußte, wie beobachtbar wir geworden sind.

Die Atmosphäre im Exploratorium ähnelt der einer überdimensionalen Werkstatt: eine dunkle Halle, hoch wie ein Stadion und ebenso laut; überall passiert etwas, surrt es, brummt, trommelt, gibt Impulse von sich, knurrt. Exploratorium heißt: erforschen, herausfinden... mit den Sinnen, dem Verstand – und manchmal mit dem Gefühl [...]. Kinder und Erwachsene gehen allein auf Entdeckungsreise im Exploratorium, finden selbständig naturwissenschaftliche Zusammenhänge heraus, manchmal mit Hilfe einer Erklärerin. Sie alle tun das, weil sie es wollen, keiner zwingt sie. Sie wollen etwas herausfinden, wissen, wie etwas funktioniert – und das heißt: Sie lernen. Freiwillig! Das ist selten genug“ (ebd., 7 ff.).

Zwar ist dieses Stimmungsbild nicht einfach auf andere Science Centers übertragbar, doch es verdeutlicht die beiden zentralen Merkmale, die eine solche Einrichtung ausmachen und die auch für die Aufnahme in den Dachverband Association of Science-Technology Centers (ASTC) entscheidend sind: zum einen die inhaltliche Beschäftigung mit Wissenschaft und Technik im weitesten Sinne, zum anderen die Möglichkeit für Besucher, zwanglos und durch eigene Aktivitäten zu lernen (vgl. Danilov 1978, 8).

Diese Vorgaben werden mit unterschiedlicher Gewichtung von einer breiten Palette von Institutionen umgesetzt. Einer ASTC-Erhebung aus dem Jahr 1987 zufolge waren etwa ein Drittel der 130 untersuchten Einrichtungen prinzipiell mit dem Exploratorium vergleichbar, während es sich bei einem weiteren Drittel um ältere und größere naturwissenschaftlich-technische Museen mit in Teilen auch noch traditionell präsentierten Sammlungen handelte; den Rest bildeten sog. „interactive nature centers“, speziell für Kinder konzipierte Museen sowie Hygiene- bzw. Medizin-Museen (vgl. Survey 1990, 14 f.).

Die Themen für Science Centers ergeben sich hauptsächlich aus dem Kanon der Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie aus deren technischen Anwendungen und sozialen Auswirkungen. Auch Geschichte, Anthropologie oder sogar Kunst können Ausstellungsthemen sein. Typisch für die Darstellungsweise der Science Centers ist das Streben nach Interdisziplinarität und das Aufzeigen zukünftiger Dimensionen gegenwärtiger Erscheinungen und Probleme; häufig werden regionale Bezüge hergestellt. Mögen teilweise auch historische Exponate in die Ausstellungen einbezogen sein, so dominieren doch – schon aufgrund des oft hohen Abstraktionsgrades der behandelten Themen – eindeutig die Vermittlungstechniken. Durch den ständig weiterentwickelten Einsatz von Funktionsmodellen, Demonstrationen, interaktiven Computer-Informationssystemen und -Lernprogrammen sowie von Knopfdruckexperimenten und solchen Versuchen, die den Besuchern mehr und intensiver erlebbare Zugangs- und Eingriffsmöglichkeiten bieten, sind Science Centers inzwischen zu Vorreitern auf vielen Gebieten der Museumstechnik geworden (vgl. Danilov 1982, 4). Immer ist dabei ein Laienpublikum der Adressat, und für Kinder gibt es in der Regel eigens auf die jeweiligen Altersstufen zugeschnittene Angebote.

Der in den USA populär gewordene Begriff „Science and Technology Center“, der in der Regel zu „Science Center“ verkürzt wird, scheint auf die Abteilung „The Pacific Science Center“ der Weltausstellung des Jahres 1962 in Seattle zurückzuführen zu sein (vgl. ebd., 32). Bisweilen hat man durch die Verwendung von Kunstworten, wie z.B. Exploratorium, die Unterschiede zu konventionellen Technikmuseen bzw. den Anspruch, deren Defizite abdecken zu wollen, noch zu unterstreichen versucht. Da diese mitwirkungsorientierten Informationszentren weitgehend ohne wertvolle Exponate auskommen, also auch nicht konservatorisch tätig werden, ist ihre Einstufung als Museen mit Recht in Frage gestellt worden (vgl. ebd., 4 ff.; Gottmann 1985, 137 f.). So kam es auch um die von den Science Centers gewünschte Zugehörigkeit zur American Association of Museums zu Auseinandersetzungen. Mitte der 70er Jahre modifizierte die AAM ihre Satzung schließlich dahingehend, daß eine Mitgliedschaft nicht länger nur an den Ausstellungsbegriff gebunden war, sondern allen Institutionen möglich wurde, die „exhibits and/or objects for the interpretation of scientific or technological information“ anbieten (zit. n. Danilov, 1982, 9).

Die Beliebtheit der Science Centers drückt sich in ihrem überproportional hohen Anteil am jährlichen Besucheraufkommen der US-amerikanischen Museen aus (vgl. Danilov 1982, 5). Nicht zu verkennen ist ihre wichtige Rolle bei der Ergän-

zung des naturwissenschaftlichen Schulunterrichts, der in den USA, wenn überhaupt, dann zumeist nur auf formelhaft-abstrakte Weise stattfindet.

Science Centers entstanden nicht nur in den USA, in Kanada, Japan und Neuseeland, sondern auch in Singapur und Südkorea, wo sie einen Beitrag dazu leisten sollen, die Entwicklung zu Industrienationen der ‚Ersten Welt‘ zu beschleunigen, sowie in Ägypten, Nigeria, Ghana und Indien, wo sie elementare Bildungsfunktionen übernehmen (vgl. Amelung 1978, 400 f.; Danilov 1982, 36 ff.). Die wenigen Institutionen, die in Europa nach Art der Science Centers gestaltet wurden, blieben Exoten in den Museumslandschaften ihrer Länder. Zu nennen sind hier z.B.

- das bereits erwähnte *Evoluon* im niederländischen Eindhoven, das 1966 vom am Ort ansässigen Elektronikkonzern Philips aus Anlaß seines 75jährigen Bestehens errichtet wurde und u.a. auch eine Abteilung zur Philips-Produktgeschichte umfaßt (vgl. Danilov 1982, 36 f.),
- das ebenfalls ohne öffentliche Zuschüsse von einer privaten Organisationsgemeinschaft betriebene *Eksperimentarium* in Hellerup nahe Kopenhagen¹⁴ oder
- das *Technorama* in Winterthur, mit dem nach jahrzehntelangen Bemühungen 1982 erstmals ein zentrales Wissenschafts- und Technikmuseum der Schweiz eröffnet wurde (vgl. Aegerter 1986).

Ungleich große Dimensionen erreicht die *Cité des Sciences et de l'Industrie* im Pariser Parc de la Villette. Die 1986 in Betrieb genommene „Stätte der Wissenschaften und der Industrie“ gehört in die Reihe der ambitionierten staatlichen Bauvorhaben, die die Modernität der französischen Hauptstadt im ausgehenden 20. Jahrhundert unterstreichen sollen. Auch wenn zumeist von einem neuen Technikmuseum die Rede ist, wird dieser Begriff allein La Villette doch nur bedingt gerecht; vielmehr handelt es sich um ein „übergreifendes Kulturzentrum“ mit Angeboten vom Planetarium bis hin zum Kongreßzentrum (vgl. Bolenz 1991, 116). Herzstück ist freilich eine Dauerausstellung mit dem Titel *Explora*,

14 An wohl keinem anderen Ort läßt sich der Charakter eines Science Centers, welches mit dem Slogan „Anreiz für Phantasie und Sinne“ und dem Angebot von über 250 Versuchsvorrichtungen wirbt (Faltblatt *Eksperimentarium o.J.*), besser mit dem eines Industriemuseums vergleichen, denn im nur wenige Kilometer entfernten Lyngby sind bereits Teile der industriegeschichtlichen Außenstelle des Danischen Nationalmuseums zu besichtigen; unter dem Titel „Wiege der Industrie“ wird dort beinahe das komplette Ensemble einer Textilfabrik aus dem 19. Jahrhundert erschlossen oder für Museumszwecke umgewidmet (vgl. Pedersen/Nielsen/Cock-Clausen 1993).

die Traditionen des Palais de la Découverte ebenso aufnimmt wie Elemente des Exploratoriums. Sie ist vornehmlich gegenwartsbezogen, entstand in enger Kooperation mit der Industrie und bietet modernste, ein hohes Maß an Interaktion ermöglichende Museumstechnologie. So entsteht der Eindruck eines zwar ästhetisch und in beeindruckender Architektur präsentierten, gleichwohl für einen Tagesbesucher kaum überschaubaren „Supermarktes der Technik“ (Würker 1989).

Für deutsche Verhältnisse sehr ungewöhnlich waren die Eindeutigkeit und die Offenheit, mit der die Ziele der Museumsarbeit bestimmt und artikuliert wurden: „La Villette ist ein Museum mit einem politischen Auftrag zur Erziehung zur Wertschätzung von Technik“ (Bolenz 1991, 118). Es sind jedoch, wie Eckhard Bolenz feststellt, nicht in erster Linie die konkreten Aussagen und Botschaften der Ausstellungseinheiten, durch die dieses Ziel erreicht wird; angesichts der Größe der Anlage und der Vielzahl der Informationen „wird die Form der Botschaften entscheidend und nicht mehr die einzelne Botschaft selbst“ (ebd., 117). Doch es sind nicht die Medien als solche – in La Villette vor allem die massenhaft eingesetzten Computer- und Videoterminals –, die diese Form prägen, denn sonst würde man die Ausstellung nicht als so kurzweilig empfinden. „Die eigentliche Form der Botschaft“, so Bolenz weiter, „scheint mir indes nicht das Medium sondern der Umgang mit ihm. Der Umgang ist spielerischer Art“ (ebd., 117). Und auch in einer anderen Ausstellungsrezension wird bemerkt, daß es „eine ‚fröhliche‘, positive Wissenschaft“ ist, der sich die Besucher in La Villette gegenübersehen (Würker 1989). Diese Atmosphäre hat die Cité de la Science mit den Science Centers nordamerikanischer Prägung gemeinsam, denen es gleichfalls immer auch darum geht, daß Wissenschaft mit Vergnügen assoziiert wird (vgl. Amelung 1978, 399).¹⁵

Dem deutschen Beobachter imponiert, mit welcher Unbefangenheit sich viele Science Centers geradezu als Spielplätze der Technik präsentieren und von ihren Besuchern gleich welchen Alters als solche angenommen werden. Schnell aber stellt sich ein Unbehagen ein: Bei aller Anerkennung für unkonventionelle

15 Allerdings erkennen inzwischen die Verantwortlichen in Paris die Grenzen des geballten Computer- und Video-Einsatzes und wollen über diese aktuelle Form der „Knopfdruck-Pädagogik“ hinaus in Zukunft mehr Gelegenheiten zum wirklichen Tätigwerden schaffen (vgl. Tasso 1992, 20 f.).

Vermittlungsweisen – wäre gerade heute nicht ein nüchternerer Blick auf wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Möglichkeiten angebracht?

Lührs konstatiert, daß das Modell der Science Centers in seinem Ursprungsland „zumeist der Popularisierung der technischen Voraussetzungen des amerikanischen ‚way of life‘ [dient]“ und daher nicht einfach auf andere Länder übertragbar ist (Lührs 1985, 120). Doch auch in Nordamerika ist dieser Ausstellungstyp von Kritik nicht verschont geblieben. Sie wurde besonders durch Vertreter anderer Museumsgattungen und Historiker vorgebracht (vgl. Danilov 1982, 19 ff.). Erwartungsgemäß fällt in diesem Zusammenhang die Formulierung „Disneylands“, und der Direktor des *Brooklyn Museum* beispielsweise bezeichnete das *Ontario Science Center* in Toronto sinngemäß als lärmendes Chaos, bestehend aus wissenschaftlichen und industriegesponserten Ausstellungseinheiten, Unmengen von Druckknöpfen und Kurbeln sowie Hot-Dog- und Soft-Eis-Ständen (vgl. ebd., 9 f.). Darüber hinaus hielt man den Science Centers vor, den unkritischen Geist der frühen internationalen Industrieschauen auszustrahlen, inhaltlicher Einflußnahme durch Sponsoren aus der Industrie bereitwillig nachzugeben und Themen wie etwa Umwelt- oder Verbraucherschutz beinahe auszuklammern. Zudem würden sie die in den Industrienationen vorherrschenden ethnozentristischen Sichtweisen zementieren, indem sie die höchsten technologischen Entwicklungsstandards verklärten und den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zum Gradmesser auch sozialer und kultureller Entwicklung machten.

Nach Ansicht Danilovs hat solche Kritik in Einzelfällen durchaus Berechtigung gehabt und Wirkung erzielt; insgesamt sei sie jedoch stark überzogen und unangebracht. Die Sichtweisen von traditionellen Museologen, Universitätshistorikern und Bürgerbewegungs-Aktivistinnen dürften nicht auf Science Center übertragen werden; diese hätten als gemeinsames Ziel, das Verständnis und die Würdigung von Wissenschaft, Technik und Industrie durch die Öffentlichkeit zu fördern (vgl. ebd., 12).

Es kann hier nicht geklärt werden, ob sich die Science Centers ganz generell der bloßen Sicherung und Steigerung von Technikakzeptanz verschrieben haben¹⁶; festzuhalten bleiben die zwei Ebenen der Kritik: Zum einen geht es um die vergleichsweise unernsten Darstellungsweisen, zum anderen um das Maß an Wert-

¹⁶ Gerade jedoch die Botschaften eines der besucherstärksten Science Centers der USA, des *EPCOT-Centers* (Experimental Prototype Community of Tomorrow) in Orlando, sind unlängst von Neil Postman auf die Formeln „Love your machines“ und „Technology über alles“ gebracht und als völlig unzeitgemäße Visionen kritisiert worden (Postman 1991, 9; deutsch im Original).

schätzung, das für die wissenschaftlich-technische Entwicklung aufgebracht wird. Natürlich besteht hier auch ein Zusammenhang: Wer bestimmten Fortschrittsfolgen eher skeptisch gegenübersteht, wird sich damit schwer tun, spielerische Vermittlungsformen im Technikmuseum zu akzeptieren. Auch meine Vorbehalte in dieser Hinsicht klangen bereits an. Science Centers würden, so denke ich, ihrer Verantwortung nicht gerecht, wenn sie, indem sie Lust auf Experimente machen und Entdeckerfreude wecken, zugleich auch die Ideologie der ‚Machbarkeit‘ unterstützen und suggerieren würden, daß Phänomene in der realen, mithin ungleich komplexeren Umgebung ähnlich leicht durchschaut, Probleme ähnlich leicht gelöst werden könnten.

Ein abschließendes Urteil über das Modell Science Center möchte ich mir jedoch nicht anmaßen, denn es bedürfte konkreter Analysen einzelner Ausstellungen, um fundiert einschätzen zu können, wann eine attraktive Veranschaulichung in eine unangebrachte Vereinfachung umschlägt. Meine Bedenken sind allerdings durchaus typisch. Aus fast allen mir vorliegenden Betrachtungen, die deutsche Autoren über Einrichtungen mit Science-Center-Charakter angestellt haben, wird eine ähnliche Distanz spürbar. Am vehementesten äußert sich Peter Schirmbeck: Indem die *Cité de la Sciences et de l'Industrie* das letztlich trügerische Gefühl vermittele, „sich in einer stimmigen Welt der Technik und Präzision, der Naturbeherrschung und Leistung zu bewegen“, sei „die Jahrhundertchance – gemessen an den gigantischen Möglichkeiten dieses Museums – eines zeitgemäßen Industriemuseums verpaßt“ worden (Schirmbeck 1989, 236).

Die Einschätzung dessen, wie ein „zeitgemäßes“ Museum konzipiert zu sein habe, kann demnach von Land zu Land höchst verschieden ausfallen. Die Ursache dafür hat Eckhard Bolenz mit Blick auf Frankreich und Deutschland herausgearbeitet. Er sieht sie in der historisch gewachsenen unterschiedlichen Wertschätzung wissenschaftlicher und technischer Leistungen (vgl. Bolenz 1991, 118 f.).

Im Frankreich des 18. Jahrhunderts stellten die Enzyklopädisten den philosophischen Abhandlungen ihres Lexikons, das ein programmatisches Hauptwerk der Aufklärung darstellte, die Erläuterungen naturwissenschaftlich-technischer Stichworte gleichberechtigt zur Seite. Technisches Wissen sollte als generelle Voraussetzung zum besseren Verständnis der Welt prinzipiell allgemein zugänglich und anschaulich dargeboten werden. Während der Revolution wurde dieses Programm der Enzyklopädisten politisch umgesetzt: Es kam zur Gründung des *Conservatoire des Arts et Métiers* und zum Ausbau des Fachschulwesens. Die administrativen Spitzenpositionen sollten fortan mit Absolventen der

technisch-mathematisch ausgerichteten Grande Écoles besetzt werden, wobei der Vorbildcharakter dieser Funktionsträger die allgemeine Technikakzeptanz nachhaltig steigerte. Zudem dienten Anstrengungen im Ausbildungssektor sowie Forschungs- und Entwicklungsleistungen der nationalen Profilierung. „Technik“, so lautet das Resümee, „behauptete ihren Platz im weiten französischen Kulturbegriff und wurde durch das Ausbildungssystem tradiert“ (ebd., 119). Die Errichtung der Cité de la Science stellt in diesem Sinne also durchaus eine „zeitgemäße“ Anstrengung zur Sicherung solcher Verhältnisse dar.¹⁷

Für das Deutschland des 19. Jahrhunderts konstatiert Bolenz dagegen eine

„große Kluft zwischen der Verwertbarkeit technischer Leistungen einerseits und der sozialen Anerkennung dieser Leistungen durch die universitären Eliten andererseits. [...] Technik als einen Teil kultureller Leistung zu verstehen und sie damit letztlich auch ‚museumsfähig‘ zu machen, war in Deutschland ein Stück stetiger Überzeugungsarbeit gegen die das deutsche Bildungssystem beherrschenden universitären Eliten. Nach 1900 nahm ‚Technik‘ zwar ihren Platz an der Seite der ‚Kultur‘ ein [...], ihre Gegensätzlichkeit verschwand aber nie ganz. Die heutige Diskrepanz zwischen Technikskepsis einerseits und faktischem technischen Fortschritt andererseits, die sich auch in – im internationalen Vergleich besonders auffallend – starker politischer Konfrontation manifestiert, besitzt hier eine ihrer Ursachen“ (ebd., 118).

Dem Wirken von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren die Reputation von Kulturleistungen zu verschaffen, war auch ein Ziel des Deutschen Museums – schließlich waren es Ingenieure, die seine Gründung und seinen Aufbau vollzogen. Indem man ‚Technik‘ in jene ‚höheren Sphären‘ der *anerkannten* Kultur zu heben versuchte¹⁸, verfolgte man dieses Ziel jedoch auf eine vergleichsweise ‚angestrebte‘ Weise. Die Präsentationsform verlor an Glaubwürdigkeit, je mehr negative Folgeerscheinungen des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes in jüngster Vergangenheit spürbar wurden. Die Einordnung der Entwicklung von

17 Es ist immer höchst problematisch, so etwas wie einen nationalen Stil belegen zu wollen, und auch Bolenz selbst hat vor der Gefahr, in Stereotype abzugleiten, gewarnt (vgl. Bolenz 1991, 118). Zudem ist auch in Frankreich die facettenreiche Industriegeschichte, etwa im Rahmen der Ecomusées, Gegenstand von Museumsarbeit. Doch ein ungleich aufwendigeres Objekt wie die Cité de la Science, das sich der französische Staat während der Präsidentschaften Giscard d'Estaings und Mitterands umgerechnet über 1,35 Milliarden DM kosten ließ (vgl. ebd., 115 f.), hat natürlich repräsentativen Charakter.

18 Dies zeigt sich bereits durch den im Museumsnamen formulierten Anspruch, „Meisterwerke“ auszustellen, sowie im Einsatz Oskar von Millers für den Erhalt der von ihm so bezeichneten „technischen Kulturdenkmale“ (vgl. 3.3.).

Wissenschaft und Technik in soziale und ökologische Zusammenhänge wurde angesichts dessen zum Leitgedanken neuer Museumskonzeptionen. Von dieser Warte aus betrachtet, wirken beide Formen ungebrochen positiver Technikpräsentation als ‚unzeitgemäß‘: die ehrfurchtheischende im Stile des Deutschen Museums, da sie sich als überholt erwiesen hat, die spielerisch-gefällige nach Art der Cité des Science und mancher Science Centers, da sie auf anmaßende Weise naiv erscheint.

Die Kenntnis der historischen Ursachen unterschiedlicher nationaler Wertschätzung der Technik sollte keinesfalls dazu führen, auf die Kritik bestimmter Aspekte der Konzeption etwa der Cité de la Science zu verzichten. Freilich wird der Ausgangspunkt solcher Kritik nun besser erkennbar. Und es wird auch erklärlich, daß man in Deutschland fast nur dann auf Ausstellungen im Science-Center-Stil trifft, wenn das Medium Ausstellung Bestandteil von Werbe- oder Imagekampagnen ist, deren Grundbotschaften naturgemäß positiven Charakter im Sinne der Auftraggeber haben, freilich auch entsprechend eingeschätzt werden können.¹⁹

Daneben bietet das Berliner *Museum für Verkehr und Technik* seinen Besuchern die Möglichkeit, sich an Versuchsanordnungen zu betätigen, die weitgehend an Installationen des Exploratoriums angelehnt sind (vgl. Lührs 1985, 124 ff.). „Durch amerikanischen Pragmatismus aufgefrischt, hat die alte *Urania*-Methode den Weg zurück in ihren Gründungsort gefunden“ (Lührs 1992, 53). Mit der zunächst als *Versuchsfeld* und inzwischen als *Spectrum* bezeichneten Abteilung ist es im Sinne des oben Ausgeführten zu einer durchaus folgerichtigen Adaption der Science-Center-Idee durch ein Museum in Deutschland gekommen: So wie sich das MVT insgesamt der „(Wieder-) Entdeckung der Zusammenhänge“ ver-

19 Häufig sind es Stromversorger und andere Dienstleistungsunternehmen, die auf diese Weise an die Öffentlichkeit treten. So hat etwa die Informationszentrale der Elektrizitätswirtschaft eine Wanderausstellung mit dem Titel *Elektro-Experimenta* erstellt, die in Einkaufszentren und auf Verbrauchermessen gezeigt wird. Zwölf Experimente zur Selbstbetätigung „sollen dabei helfen, Unsicherheiten im Umgang mit der Elektrizität abzubauen und mit Strom bewußter und sparsamer umzugehen“ (*Elektro-Experimenta* o.J.). Eine Einrichtung, die sich explizit als Science-Center nach US-amerikanischem Vorbild versteht, befindet sich zur Zeit unter dem Namen *Phänomenta* in Flensburg im Aufbau (vgl. Henkel/Landt 1994, 20 f.). Für das Industriedenkmal Lohhalle in Göttingen steht, wie bereits in der Einführung erwähnt, nach Jahren des Leerstandes und Verfalls ein Nutzungskonzept am Beginn der Realisierung, das unter der Bezeichnung *Otto-Hahn-Zentrum* neben Tagungseinrichtungen und einem Großkino auch ein Science-Center vorsieht. Detailplanungen hinsichtlich des Ausstellungs-, Medien- und Animationsangebotes stehen noch aus, doch wird aufgrund des Renommées des Hochschulstandortes Göttingen und seiner zentralen Lage eine bundesweite Ausstrahlung angestrebt.

pflichtet fühlt (Gottmann 1985, 138), ist auch das *Spectrum* seinerseits in den Informationszusammenhang eines der neuen Industriemuseen eingeordnet.

3.2.3. Die Produktivkraftentwicklung und das Museumswesen der DDR

Beim Boom der neuen Industriemuseen handelt es sich keinesfalls um ein Phänomen, das auf die alte Bundesrepublik beschränkt ist. In verschiedenen westeuropäischen Ländern kam es – teilweise früher als hierzulande – zu Neueröffnungen vergleichbarer Institutionen.²⁰ Stärker noch stieg innerhalb des europäischen Museumswesens die Zahl der Heimatmuseen. Dies gilt auch für die Länder des früheren Ostblocks. So entstanden während der 80er Jahre in der DDR zahlreiche kleine Museen, die häufig auf lokaler Privatinitiative beruhten und in Bauernhöfen, Fachwerkhäusern etc. eingerichtet wurden – eine Entwicklung, die eine DDR-Museologin seinerzeit mit der Formulierung „Wildwuchs“ kommentierte (vgl. Schirmbeck 1985, 28 f.). Dagegen ist es dort zu Neugründungen industriegeschichtlicher Museen auch von institutioneller Seite in keinem Fall gekommen. Dies mag verwundern, da die Produktionsverhältnisse eine wichtige Kategorie innerhalb der marxistischen Weltanschauung bilden und man gerade von Museen eines sich als sozialistisch bezeichnenden Staates die anschauliche und vielfältige gesellschaftliche Bezüge herstellende Präsentation ihrer Entwicklung erwartet hätte. Beim Versuch, mögliche Gründe für das Zurückbleiben in der Museumsentwicklung aufzuzeigen, stößt man zunächst noch auf weitere Defizite in der Denkmalpflege und im Museumswesen der DDR.

Die Umgestaltung der Museen auf der Grundlage marxistischer Geschichtsauffassung führte seit den 50er Jahren in beinahe jedem lokalen oder regionalen Geschichtsmuseum zur Einrichtung von Abteilungen über die Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung. Inhaltlich wurden diese Ausstellungen von explizit politischen Aussagen dominiert, als Präsentationsform herrschte ‚Flachware‘ vor, die man nur vereinzelt durch Exponate wie Fahnen, Abzeichen, Uniformen oder dergleichen ergänzte. „Die Alltagsgeschichte des Proletariats blieb“, wie ei-

²⁰ Vgl. die Hinweise auf Museen und Ausstellungen in Großbritannien, Frankreich und Skandinavien bei Schirmbeck (1983). Unerläßlich ist auch der Hinweis auf das *Museum industrielle Arbeitswelt* in Steyr, das 1987 mit der oberösterreichischen Landesausstellung „Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft“ eröffnet wurde und als eines der aufwendigsten und sicherlich auch anregendsten Projekte dieser Art gelten kann (vgl. Kropf 1987).

ne Mitarbeiterin des Ost-Berliner Instituts für Museumswesen bilanzierte, „unberücksichtigt“ (Herzberg 1982, 25).

Faktisch bildete sich die folgende Arbeitsteilung der Museumsgattungen heraus: Für ethnographische Museen standen die Themenbereiche Landwirtschaft und Handwerk im Mittelpunkt, Geschichtsmuseen und Gedenkstätten reduzierten Arbeitergeschichte auf die Geschichte der Arbeiterbewegung, und die wenigen Technikmuseen konzentrierten sich auf die Darstellung technikgeschichtlicher Entwicklungslinien.

Hinsichtlich des Erhalts, der Pflege und der Erschließung technischer Denkmale, auch solcher des Salinenwesens, gab es in den ersten 30 Jahren des Bestehens der DDR eine Reihe von Unzulänglichkeiten und Versäumnissen – und dies, obwohl durch den Erlass der ersten Denkmalschutzverordnung mit ihrer Definition des Technischen Kulturdenkmals im Jahr 1952 frühzeitig gesetzliche Grundlagen geschaffen worden waren und es an warnenden Hinweisen nicht fehlte. Für die Tatsache, daß Objekten der Technik- und Verkehrsgeschichte dennoch nur ein geringer Stellenwert eingeräumt wurde, hatte der Technikhistoriker Otfried Wagenbreth eine Reihe von Erklärungen. So fehlte es nicht nur an finanziellen Mitteln, sondern auch an Aufgeschlossenheit in weiten Kreisen der Bevölkerung und bei den Mitarbeitern der Denkmalpflege, die ebenfalls den traditionellen ästhetischen Kategorien verhaftet blieben. Seinerseits kritisierte Wagenbreth jedoch, daß die Möglichkeiten zur Vermittlung eines sozialistischen Geschichtsbildes, die durch die Erschließung von Denkmalen der Produktivkraftentwicklung bestehen würden, nicht ausgeschöpft wurden (vgl. Wagenbreth 1969, 466 ff.).

In den 1970er Jahren wurde der Denkmalschutz dann zu einem Schwerpunkt staatlicher Kulturpolitik, was eine großzügige Förderung, neue gesetzliche Regelungen und die Einbeziehung interessierter Laien durch die Gründung der Gesellschaft für Denkmalpflege im Kulturbund der DDR zur Folge hatte (vgl. DDR-Handbuch 1985, 269 u. 767).

„Dadurch erlangten die Geschichtsdenkmale, d.h. die Denkmale der politischen Geschichte, der Kultur- und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des Volkes und der Produktionsgeschichte, die gleiche Bedeutung, wie sie den Kunstdenkmalen seit je beigemessen wird“ (Wagenbreth/Wächtler 1983, 16).

Diese Feststellung wurde der Realität freilich nicht immer gerecht, wie der nach Jahren der verlustreichen Vernachlässigung überaus schleppende Fortgang der

Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten für ein Museum in Teilen der ehemaligen Saline in Bad Sulza exemplarisch belegt (vgl. 5.2.).

Nachdem sich Kulturgeschichte und Volkskunde bereits intensiver dem Forschungsfeld ‚Kultur und Lebensweise des Proletariats‘ zugewandt hatten, mehrten sich Ende der 70er Jahre Mahnungen und Absichtserklärungen, diesen Themenbereich auch im Museumswesen der DDR stärker zu berücksichtigen (vgl. Jacobeit 1980, 75). Anders als auf dem Gebiet der Denkmalpflege kam es jedoch nicht zu einer staatlichen Kampagne. Ausstellungen wie „Der Brennaborprolet – Arbeiteralltag in Brandenburg (Havel) 1918-1933“²¹ oder „Großstadtproletariat – Zur Lebensweise einer Klasse“, die in den Jahren 1977/78 vom *Heimatmuseum Brandenburg* bzw. seit 1980 vom *Museum für Volkskunde* in Ost-Berlin gezeigt wurden, blieben Einzelfälle.

In Brandenburg hatte man, gegliedert in drei Hauptkomplexe zum Arbeits-, Freizeit- und Familienleben, eine umfassende Darstellung proletarischer Alltagsgeschichte versucht (vgl. Kreschel 1979, 250). Schon die Ausstellungsvorbereitungen riefen widersprüchliche Reaktionen hervor, die mir bezeichnend für den Umgang mit derartigen, für das Museumswesen der DDR neuen Konzepten gewesen zu sein scheinen und die im Fachblatt *NEUE MUSEUMSKUNDE* später durchaus thematisiert wurden:

„Man sollte meinen, daß ein solches Unternehmen, als schon lange fällig, mit großer Begeisterung und Unterstützung aller entsprechenden Institutionen gefördert worden wäre – leider war das Gegenteil der Fall. Vorurteile und Bedenken waren zu überwinden, und die Wertschätzung dieses Unternehmens erfuhr die Autorin [der Ausstellung; d. Verf.] nicht etwa von Kommunalpolitikern oder Gesellschaftswissenschaftlern, sondern in erster Linie von Arbeitern, das heißt von den Dargestellten selbst, die ihre eigene familiäre und politische Vergangenheit erleben konnten. Daß Ethnographen und Kulturwissenschaftler [...] diese Leistung anerkannten, versteht sich von selbst“ (Herzberg 1982, 28 f.).

Wiederholt hoben jene den Mut hervor, den die Brandenburger Museumsmitarbeiter mit diesem Experiment bewiesen hätten (vgl. Kreschel 1979, 216 f.). Dagegen hatten sich Museologenkollegen, wie der Mitinitiator der „Großstadtproletariat“-Ausstellung Wolfgang Jacobeit beklagte, eher desinteressiert gezeigt (vgl. Jacobeit 1980, 605).

21 Unter dem Markennamen „Brennabor“ wurden in Brandenburg Fahrräder, Puppenwagen u.ä. produziert; „Der Brennaborprolet“ war zugleich Titel einer KPD-Betriebszeitung (vgl. Kreschel 1979, 250).

Beim Publikum stießen sowohl die Brandenburger als auch die Berliner Ausstellung auf große Resonanz, was sich nicht nur in reinen Zahlen, sondern auch in lebhaften Diskussionen der Besucher untereinander sowie mit dem Führungspersonal und den Ausstellungsgestaltern niederschlug (vgl. Kreschel 1979, 256 ff.; Herzberg 1982, 29). Diese Tatsachen bestätigten das von Ost-Berliner Kulturhistorikern konstatierte „Bedürfnis nach [...] einem umfassenderen und anschaulicheren Geschichtsbild“ (Mühlberg u.a. 1985, 6).

Obwohl nach Einschätzung des Instituts für Museumswesen die „Brennaborprolet“-Ausstellung Vorbildcharakter für Projekte in anderen Industriestädten haben sollte (vgl. Kreschel 1979, 250), ist dieser Empfehlung – abgesehen von Museumsaktivitäten zum Berliner Stadtjubiläum²² – meines Wissens an keinem Ort der DDR gefolgt worden.²³

Auch die technischen Museen blieben neuen Konzepten gegenüber verschlossen. Bei dieser Museumsgattung handelte es sich ohnehin um einen vernachlässigten Bereich im Museumswesen der DDR. Martin Heyne, der Leiter des Rostocker Schiffbaumuseums, beklagte noch in einem Ende 1988 erschienenen Aufsatz die geringe Zahl technischer Museen, ihre regional unausgewogene Verteilung sowie die Nichtberücksichtigung zahlreicher wichtiger Gewerbezweige (Heyne 1988, 256 f.). Solchen Defiziten stellte er die wichtige Rolle gegenüber, die auch technische Museen bei der Herausbildung eines marxistischen Geschichtsbewußtseins spielen könnten: „Nirgends so anschaulich wie hier kann die Entwicklung der Menschheit als ein naturgeschichtlicher Prozeß begriffen werden“ (ebd., 253).

In diesem Zusammenhang erscheint mir wichtig, daß eine grundsätzliche Technikkritik, wie sie in der alten Bundesrepublik etwa durch die Ökologiebewegung vorgenommen wurde und letztlich auch eine veränderte Sichtweise auf Technikgeschichte zur Folge hatte (vgl. 3.3.), in der DDR aufgrund ideologischer Vorgaben tabu war. In einem Staat, der sich auf der Seite des gesellschaftlichen Fortschritts wähnte, wurde der wissenschaftlich-technische Fortschritt als solcher nicht in Frage gestellt:

22 Hier ist vor allem das Museum *Berliner Arbeiterleben um 1900* zu nennen, das in einem Mietshaus in der nostalgisch sanierten Husemannstraße eingerichtet wurde.

23 Durch das *Heimatmuseum Brandenburg* wurde die Aufarbeitung lokaler und regionaler Alltagsgeschichte jedoch fortgesetzt: Dem „Brennaborproleten“ folgten Ausstellungen über die Havelschiffahrt, über Ausflugslokale der Brandenburger Arbeiterschaft und über die Spielzeugproduktion in Brandenburg (vgl. Kreschel 1990; 1991).

„Wenn die Arbeiterklasse ihren historischen Sieg in der sozialistischen Revolution über die Bourgeoisie errungen hat, gibt es keine antagonistischen gesellschaftlichen Faktoren mehr, die sie hemmen, die Produktionsmittel optimal beherrschen zu lernen und dieselben weiterzuentwickeln“ (Wagenbreth/ Wächtler 1983, 11).

Die museale Präsentation technischer Entwicklungen konnte demnach nur mit einem sozialistischen Fortschrittsoptimismus erfolgen. Das Hauptaugenmerk galt dabei weiter den Darstellungen von Linien der Produktivkraftentwicklung, von Anwendungen technisch-naturwissenschaftlicher Erkenntnisse oder von Funktionsprinzipien technischer Objekte (vgl. Heyne 1988, 257). Darüber hinaus würde sich in technischen Museen auch „die Entwicklung der Technik in Beziehung zu den jeweiligen sozialen und sozialökonomischen Bedingungen“ setzen lassen können (ebd., 257).

In jedem Fall hätten technische Museen einer gesellschaftsneutralen Einschätzung der Technik, derzufolge diese sich nicht nur als Segen, sondern auch als Fluch für die Menschheit erweisen könne, entgegenzutreten (vgl. ebd., 260). Zudem sollten die Leistungen der Arbeiterklasse bei der Aneignung und Weiterentwicklung der Technik besonders gewürdigt werden und sich damit von bürgerlichen Konzepten absetzen, die „nur einer Elite schöpferische Fähigkeiten zuerkennen, wissenschaftlich-technische Errungenschaften primär als Firmenleistungen ausgeben und als deren Tradition propagieren“ würden (ebd., 260).

Heyne beließ es freilich bei solchen allgemein formulierten Leitsätzen. Nähere Hinweise oder gar Beispiele für Präsentationsformen, die Technikgeschichte in die genannten „sozialen und sozialökonomischen Bedingungen“ einbetten, fehlten. Etwas konkreter wurde der Autor bei der Betrachtung museal zu nutzender technischer Denkmale. Es sollten vor allem jene Stätten erschlossen werden, „wo die Arbeiterklasse herausragende Leistungen für den historischen und besonders für den technischen Fortschritt vollbrachte“ (ebd., 256). Als Beispiel diente ihm das Steinkohlenrevier Luckau/Oelsnitz, „wo Marx und Engels bei der Gründung der ersten revolutionären Bergarbeiterschaft halfen und wo Adolf Hennecke seine historische Schicht fuhr“²⁴ (ebd., 256).

Wie es Heynes Formulierungen bereits andeuten, bot das 1986 eröffnete Steinkohlenbergbaumuseum in Oelsnitz/Erzgebirge dann vornehmlich eine Verbin-

²⁴ Der Bergmann Adolf Hennecke wurde zur Symbolfigur des sozialistischen Wettbewerbs aufgebaut, nachdem er im Jahr 1948 während einer (entsprechend vorbereiteten) Schicht seine Arbeitsnorm mit 387 Prozent übererfüllt hatte.

dung von Technikgeschichte mit der Geschichte der Arbeiterbewegung. Ein Mitarbeiter des Westfälischen Industriemuseums würdigte die Anstrengungen zur Umnutzung des stillgelegten Karl-Liebknecht-Werkes und die aufwendige Einrichtung eines Schaubergwerkes, äußerte sich zur einführenden Ausstellung jedoch wie folgt:

„Hauptthemen sind hier die geologischen Voraussetzungen des Kohleabbaus in der Region, die Bergbautechnik sowie der gewerkschaftliche und politische Kampf der Bergarbeiter. Einzelheiten über ihre Arbeits- und Lebensbedingungen werden nur an relativ wenigen Stellen der Ausstellung erwähnt“ (Parent 1988, 10).

Was sich hier am Oelsnitzer Beispiel festmachen ließ, wird in der Rückschau durch Gerd Henninger verallgemeinert: „Alltagskultur, Industriekultur und Industriearchäologie [waren] in der DDR weitestgehend unbekannt oder nicht geliebte Wissenschaftsrichtungen. Die wenigen Einzelbeispiele wurden zudem noch mit dem Hegemonialanspruch der Arbeiterklasse verbrämt“ (Henninger 1992, 2).

Dieser Befund verweist auf ein für das DDR-Museumswesen grundsätzliches Problem: die Thematisierung des Alltagslebens. Es ist bezeichnend, daß gerade die wenigen Ausstellungen zur proletarischen Alltagsgeschichte mit ihren so ungewöhnlich gewöhnlichen Themen und Exponaten große Publikumserfolge waren. Sie boten neue emotionale Anknüpfungspunkte und Identifikationsmöglichkeiten, ließen die Menschen ihre unmittelbare Vergangenheit im Museum wiederfinden und regten Gespräche zwischen den Generationen an. In der Verallgemeinerung bedeutet dies, daß Ausstellungen zur Kultur und Lebensweise der Werktätigen dann am nachhaltigsten wirkten, wenn die Menschen als handelnde historische Subjekte mit vielschichtigen Lebensäußerungen ernstgenommen wurden und man sie nicht nur, wie zumeist geübte Praxis, als Objekte eines im Museum als Folge politischer Höhepunkte dargestellten gesetzmäßigen Geschichtsverlaufs instrumentalisierte.

Natürlich drängten sich solche Einsichten auch manchen der im Museumswesen der DDR Tätigen auf. Schon 1982 wurden „Diskussionsbemerkungen“ ähnlichen Tenors in der NEUEN MUSEUMSKUNDE veröffentlicht (vgl. Hofmann 1982, 252). Bald darauf betonte auch Jürgen Kuczynski, daß sich Museumsleiter zu unrecht „fortschrittlich“ dünkten, „wenn ihre Exponate von einer Revolution [...] zur anderen hüpfen“, da in solchen Ausstellungen „die Dialektik des Klassen-

kampfes“ und „die Dialektik von Festtag und Alltag“ unberücksichtigt bliebe (Kuczynski 1983, 38). In der kulturpolitischen Wirklichkeit der DDR hätten sich Museologen, die solche Ansprüche konsequent umsetzen wollten, jedoch auf unsicheres Terrain begeben – um so größere Hochachtung gebührt jenen, die Versuche in dieser Richtung unternommen haben.

Bereits im Jahr 1969 hatte Otfried Wagenbreth einen Vorschlag unterbreitet, der, vom ideologischen Überbau einmal abgesehen, durchaus mit den thematisch breit angelegten Konzepten der weit später in Westeuropa verwirklichten neuen Industriemuseen vergleichbar war: Um die Attraktivität von Ausstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung zu steigern und um technische Denkmale einer verstärkten Erschließung zuzuführen, sollten beide zu „Schauanlagen zur Geschichte der Produktivkräfte“ kombiniert und somit den Besuchern die Möglichkeit gegeben werden, „ein marxistisches Geschichtsbild zu erwerben, das von der Entwicklung der Produktionsinstrumente bis zu den sozialen Verhältnissen den geschlossenen Zusammenhang der Entwicklung zeigt“ (Wagenbreth 1969, 466). Gerade der Anspruch, jenen geschlossenen Zusammenhang darzustellen, machte die Umsetzung so schwer. Als in der letzten Ausgabe der NEUEN MUSEUMSKUNDE, die bereits nach der deutschen Wiedervereinigung erschien, der Katalog zur Steyrer Ausstellung „Arbeit/Mensch/Maschine“ rezensiert wurde, hieß es bezeichnenderweise: „In der ehemaligen DDR hatte man sich an ein solch komplexes Thema nicht herangewagt“ (Zschäck 1991, 147). Ausstellungen zur jüngeren Alltagsgeschichte, die die Grenzen der traditionellen Museumsgattungen aufheben und die Einbeziehung subjektiver Wahrnehmungen und Erfahrungen erfordern würden, schienen ideologisch nicht beherrschbar. Und mehr noch: solche Ausstellungen wären – ohne die Bedeutung des Museumswesens überbewerten zu wollen – geeignet gewesen, die Glaubwürdigkeit der DDR als Gemeinwesen, das für sich in Anspruch nahm, die Ziele der deutschen Arbeiterbewegung verwirklicht zu haben, in Frage zu stellen.²⁵ Dies hätte nicht

25 Dies macht ein von Karin Haist referierter Diskussionsbeitrag Isolde Dietrichs im Rahmen der Hamburger Tagung „Europa im Zeitalter des Industrialismus“ deutlich: Ausstellungen zu Aspekten des Arbeiteralltags, wie sie im Museum Brandenburg, im Berliner Museum für Volkskunde oder schließlich im Museum *Berliner Arbeiterleben um 1900* gezeigt wurden und die „von Westbesuchern als harmlos oder bieder belächelt worden seien, habe man innerhalb der DDR wirklich als Gefährdung des offiziellen Geschichtsbildes empfunden. Ob bei Themen wie ‚Anfänge der Arbeiterfreizeit‘ (1987) oder ‚Parzelle, Laube, Kolonie‘ (1988/89), immer hätten die Besucher das Ausgestellte mit ihrer eigenen Situation verglichen. Darin lag das Sensationelle und in der Tat politisch Provokative dieser Ausstellungen: ‚Die Leute waren erstaunt, was es da alles gegeben hatte, die vielen Vereine und Kneipen.‘ Man sei sich der ‚kulturellen Verarmung‘ und Veränderungen bewußt geworden, obwohl die Ausstellungen offiziell die Vorzüge des sozialistischen

einmal in der Absicht der Ausstellungsmacher liegen müssen, aber allein die Abkehr von der musealen Erfolgsdarstellung hätte auch eine neue, offenere Art der Auseinandersetzung über gesellschaftliche Realitäten befördern können, an der die Partei- und Staatsorgane kein Interesse haben konnten.²⁶

Die Wirklichkeit der realsozialistischen Industriegesellschaft war häufig nicht nur schwer mit ideologischen Vorgaben in Einklang zu bringen, sondern sie blieb auch hinter jener Lebensqualität zurück, die als vermeintliches Welt-, d.h. Westniveau von weiten Teilen der Bevölkerung gewünscht wurde. Während in der prosperierenden alten Bundesrepublik die Rasanzen von Modernisierungsprozessen auch Zweifel und Unsicherheit hervorrief, ist in der DDR gerade eine Entwicklung erhofft worden, die die nach wie vor als rückständig empfundenen alltäglichen Arbeits- und Lebensumstände verbessert hätte.

Es erscheint in diesem Zusammenhang beinahe zynisch, darauf zu verweisen, daß nach der politischen Wende viele Produktionsstätten auf dem Gebiet der ehemaligen DDR aufgrund ihrer veralteten Ausstattung als Industriemuseen bezeichnet worden sind. Doch so wird verständlich, wie abwegig Gedanken an eine Musealisierung von Industriegeschichte erscheinen mußten, solange die Museumsstücke Bestandteile des täglichen Arbeitslebens waren.²⁷

Diese Umstände führten dazu, daß Industriegeschichte auch für historisch interessierte Laien nur wenig Attraktivität besaß. Wie die eingangs skizzierte Museumsentwicklung belegt, wurden in privater Initiative vor allem solche Zeugnisse bewahrt, die eine nostalgische Betrachtung ländlich-vorindustrieller Vergangenheit erlaubten. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Aktivitäten angesichts des allgemein verbreiteten Mangels an Identifikation mit dem Gesellschaftssystem, das nur wenige Partizipationsmöglichkeiten zuließ, regelrechten Nischencharakter annehmen konnten.

Lebens hätten zeigen sollen“ (Haist 1993b, 315 f.).

26 Womit keinesfalls gesagt ist, daß die auf herkömmliche Weise normativ konzipierten Ausstellungen ihr propagandistisches Ziel erreicht hätten.

27 Ganz ähnliche Zusammenhänge bestanden zwischen dem geringen Stellenwert, den die Denkmalpflege den Zeugnissen der Wohnverhältnisse kleinbürgerlicher und proletarischer Schichten einräumte, und der in der DDR betriebenen Wohnungsbaupolitik. Zwar kritisierte Herzberg die „vorrangige Pflege feudaler und sakraler Bausubstanz“, gestand jedoch zu, daß es lange Zeit „unbillig“ gewesen wäre, angesichts der Anstrengungen zur Behebung aktueller Wohnungsnot aufwendige Restaurierungen oder gar museale Erschließungen etwa von Mietskasernen des 19. Jahrhunderts zu fordern (Herzberg 1982, 25 f.).

Auch der Niedergang der ostdeutschen Industrien schuf keine Basis dafür, der Industriedenkmalpflege durch die Bevölkerung oder seitens der neuen politischen Entscheidungsträger nunmehr generell höhere Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. Nach den Jahren der Verschleißwirtschaft gilt das Hauptaugenmerk einer schnellen Modernisierung bzw. dem „Abfedern“ der damit einhergehenden sozialen Verwerfungen. Zwar gibt es an zahlreichen Standorten sehr engagierte Bestrebungen zur Gründung neuer Industriemuseen (vgl. 3.1.) oder zur eher technikhistorisch orientierten Erschließung von Industriedenkmalen, doch ist keinesfalls sicher, ob alle Vorhaben verwirklicht werden können, zumal sich, wie Klaus Müller, erster Leiter des Aufbaustabes für das Industriemuseum Chemnitz, feststellt, oft „nur einige wenige Enthusiasten“ den Projekten verschrieben haben (Müller 1993, 29). „Erst der zukünftige Mangel an Zeugnissen der Vergangenheit“, so lautet ein bitter klingendes vorläufiges Fazit, „wird ein breites Interesse an ‚Rettung‘ möglich machen [...]“ (Oligmüller 1991, 112).

3.3. *Motive: Der gesellschaftliche Rahmen für die neue Wertschätzung von Zeugnissen der Industriekultur*

Mit Blick auf die neuen Bundesländer ist von „erhofftem Verlust“ an Zeugnissen vergehender Industriekultur die Rede gewesen (Oligmüller 1991, 112) – „erhofft“ deshalb, weil man dort Anschluß sucht an die ungleich moderneren industriellen Standards der alten Bundesrepublik. Es stellt sich die Frage, aufgrund welcher Umstände hier ein Klima entstanden war, in dem solche Verluste durchaus als schmerzlich empfunden werden konnten und umfangreiche Musealisierungsbemühungen als Reaktion von großen Teilen der Bevölkerung erwünscht oder zumindest akzeptiert wurden.²⁸

²⁸ Erste sporadische Aufmerksamkeit war den Zweckbauten der Industrie und Technik bereits in den Anfangsjahren unseres Jahrhunderts sowie zwischen den Weltkriegen zuteil geworden. Dabei lassen sich drei ganz unterschiedliche Betrachtungsweisen feststellen (vgl. Föhl 1990, 122ff.). Zum einen standen ästhetisch-künstlerische Gesichtspunkte im Mittelpunkt, um zu Anregungen für eine Verbesserung der architektonischen Qualität des zeitgenössischen Industriebaus zu gelangen. Zum anderen war das Interesse rein technikgeschichtlicher Natur, um die jeweiligen Bauten und Anlagen als Bestandteile von Entwicklungsreihen klassifizieren zu können. In diesem Sinne engagierten sich vor allem Vertreter des Deutschen Museums und des Vereins Deutscher Ingenieure. Das Ziel ihrer Inventarisations- und Publikationstätigkeit bestand immer auch darin, Ingenieurleistungen in ihrem gesellschaftlichen Ansehen aufzuwerten. Mit Bedacht war durch Oskar von Miller daher der Begriff „Technische Kulturdenkmale“ geprägt worden (vgl. Matschoß 1932, 3). Allerdings blieb die Breitenwirkung dieser Bemühungen über den Kreis historisch interessierter Techniker hinaus nur gering. Schließlich ist eine zivilisationskritisch motivierte Betrachtungsweise zu nennen, die sich vornehmlich auf gewerblich-technische

Zunächst ist ganz offensichtlich, daß mit dem Verlustsyndrom ein Prosperitätssyndrom in engem Zusammenhang steht: Die wirtschaftliche Modernisierung der alten Bundesrepublik führte, z.B. im Bestand an potentiell denkmalwürdigen Baulichkeiten, zu Verlusten, schuf zugleich jedoch erst die materiellen Voraussetzungen für denkmalpflegerische Aktivitäten. Das hohe Wohlstandsniveau erlaubte es der Öffentlichen Hand etwa seit 1970, nachdem Straßen und Schwimmbäder gebaut waren, Aufmerksamkeit und Zuwendungen verstärkt u.a. auch auf das Museumswesen zu richten. Gestiegenes Bildungsniveau, höhere Einkommen und mehr Freizeit ließen auch einen immer größeren Kreis von Menschen Museen und Ausstellungen besuchen.

Doch die Erklärung, bei der exorbitanten Ausweitung der Musealisierungstendenzen handele es sich ausschließlich um eine Folge gewachsener Dispositionsfreiheit hinsichtlich Zeit und Geld, mithin allein um die expandierende Spielart einer weit älteren kulturellen Neigung, greift zu kurz. Für Hermann Lübke liegt es denn auch schon im Wesen der Institution Museum als Rettungsanstalt für Relikte, „daß Historisierung und Musealisierung in letzter Instanz durch die Temporalitätsstruktur unseres kulturellen Lebens bestimmt sind“ (Lübke 1982, 15). „Die skizzierte Musealisierung“, so sein Befund, „expandiert nicht einfach in Korrelation zur Expansion des Wohlstands. Ihr Korrelat ist die Geschwindigkeit des wissenschaftlichen, technischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Wandels“ (ebd., 16).

Diese Aussage Lübkes und die sich bei ihm daraus weiter ergebenden Einschätzungen sind in der Diskussion um die aktuelle Museumsentwicklung breit rezipiert worden. Ich möchte sie hier noch einmal aufgreifen, um zu überprüfen, inwieweit sie sich auch auf die neuen Industriemuseen beziehen lassen.

Lübke konstatiert, daß als Ausdruck eines immer schnelleren Voranschreitens der zivilisatorischen Evolution immer mehr Gegenstände in immer schnellerer Abfolge veralten (ein Vorgang, der sich im übrigen auch auf Erfahrungen, Qualifikationen und wissenschaftliche Erkenntnisse bezieht). Dieser Prozeß bedinge ein als „Gegenwartsschrumpfung“ bezeichnetes Phänomen: „das Ausmaß der Zeit nimmt ab, die wir aus der Perspektive der Gegenwart als Zeit analog strukturierter und insofern nicht veralteter Kultur wieder zu erkennen vermögen“

Objekte wie z.B. Mühlen richtete und bestrebt war, diese im Zusammenhang einer vermeintlichen naturräumlichen Idylle zu würdigen.

(Lübbe 1990a, 41).²⁹ Ohne die Bemühungen des historischen Bewußtseins, zu denen auch musealisierende Aktivitäten zählten, ließen sich inzwischen bereits Teile der eigenen Vergangenheit nicht mehr identifizieren und verstehen, so daß auch der Zeitrahmen, innerhalb dessen einem Objekt als Relikt Denkmalwert oder Museumswürdigkeit zugemessen wird, immer näher an die Gegenwart heranrücke.

Da der inzwischen selbstverständlich gewordene Umgang mit technischen Objekten das Gefühl von Vertrautheit mit und in der Gegenwart ganz wesentlich mitbestimme, sich andererseits aber die Schrumpfung der Gegenwart gerade an der Innovations- und Veraltensrate dieser Objekte besonders deutlich festmachen lasse³⁰, werden nicht nur Zeugnisse der Vormoderne als „nostalgisches Kontrastprogramm gegenüber der technischen Zivilisation“ musealisiert, sondern ist die technische Zivilisation „vielmehr ihrerseits voll und einschränkungslos in die Kultur des historischen Bewußtseins einbezogen“ (Lübbe 1990b, 107). Die Leistungen des historischen Bewußtseins werden, so Lübbes zentrale These, als „Leistungen der Kompensation eines änderungsbedingten Vertrautheitsschwundes“ nötig, um die Änderungsdynamik der modernen Gesellschaften zu bewältigen (ebd., 140).

Zur Konkretisierung verweist Lübbe auf die These eines Schweizer Architekten, derzufolge bereits ein jährlicher Anteil von zwei bis drei Prozent an abgerissener und neugestalteter Bausubstanz in einem Wohngebiet genüge, um dieses die für das Lebensgefühl der Bewohner „elementare Anmutungsqualität der Vertrautheit“ verlieren zu lassen (vgl. Lübbe 1982, 17). So würden „unsere Städte buchstäblich vor unseren eigenen Augen zu fremden“, sicherte nicht die Denkmalpflege „Elemente der Wiedererkennbarkeit, Elemente der Identität“ (ebd., 18).

Meiner Ansicht nach ist das Phänomen des „änderungsbedingten Vertrautheitsschwundes“ von Lübbe zutreffend analysiert worden, und der Bezug zu Vielzahl und Vielfalt der Musealisierungsbemühungen scheint zunächst von hoher Plausibilität zu sein. Die neuen Industriemuseen bleiben von ihm jedoch – so umfassend sich sein Katalog der Musealisierungserscheinungen auch darstellt (vgl. 3.1.) – unberücksichtigt. Vielmehr beschränkt sich Lübbe in seinen Betrachtun-

²⁹ Analog zum Prozeß der Gegenwartsschrumpfung werde die Zeitspanne *künftiger* Entwicklung kürzer, die dahingehend überschaubar ist, daß noch mit Lebensverhältnissen gerechnet werden kann, die der Gegenwart ähneln – Lübbe spricht vom „Zukunftsgewißheitsschwund“ (vgl. Lübbe 1990b, 68).

³⁰ Dabei wäre zu fragen, ob es nicht häufiger herbeimanipulierte Trends als wirkliche Innovationen sind, die viele Objekte „überholt“ erscheinen lassen – Lübbe problematisiert diese Unterscheidung nicht.

gen über die verstärkte Einbeziehung der Technik in Musealisierungsbemühungen auf Institutionen wie das Deutsche Museum, auf Firmenmuseen und auf die „Oldtimer-Seligkeit“ der Freunde historischer Automobile, Lokomotiven oder Flugzeuge (Lübbe 1990b, 108). Ferner konstatiert er zwar, daß sich auch über „herausragende Hochbauten unserer Industriekultur“ der Glanz der Vergangenheit gelegt habe, doch hält er ihnen zugleich eine „verfremdende Unübersehbarkeit“ vor, dergegenüber ihm „die musealisierende Rettung unserer vorindustriellen Siedlungskerne“ ungleich plausibler erscheint (Lübbe 1982, 9).

Lübbe begreift das Museum (und für die Denkmalliste gilt Vergleichbares) zunächst als bloße Reaktion auf die steigende Menge anfallender Relikte; in dieser Rolle als Auffangbecken Sorge es dann durch ästhetische und ästhetisierende Präsentation der Sachzeugen für den Ausgleich der modernisierungsbedingten Belastungsfolgen.

Die hier zum Ausdruck kommende Kompensationsmechanik ist von Wolfgang Zacharias als Ergebnis einer kühlen, distanzierten Betrachtungsweise gewertet worden; „faktisch“ lägen die Dinge wohl so, „unabhängig davon, ob wir das auch wünschenswert finden“ (Zacharias 1990, 10). Auch für Oligmüller entbehrt das Modell Lübbes nicht „eines gewissen Zynismus“ (Oligmüller 1991, 111). Dieses Unbehagen wird durch den dem Erklärungsansatz innewohnenden Entwicklungsautomatismus geweckt, welcher den wissenschaftlich-technischen Fortschritt gleichsam als prinzipiell unbeeinflussbar entfesselt erscheinen läßt. Die neuen Industriemuseen haben sich jedoch zum Ziel gesetzt – und nach der Phase des eher pragmatischen Museumsaufbaus rückt es wieder in den Mittelpunkt der Diskussion –, sich einem solchen Automatismus nicht vollends zu unterwerfen. Dies nun gerade nicht, indem sie sich neuen Relikten verweigern, sondern indem sie neue Fragen an solche Objekte stellen und mit ihrer Hilfe die *Reflexion* über die *Qualität* der zivilisatorischen Evolution zu befördern trachten.

Grütter hat darauf hingewiesen, daß, anders als es ebenfalls durch den von Lübbe vorausgesetzten Fortschrittsautomatismus suggeriert wird, museale Objekte „nicht gleichsam naturwüchsig ins Museum kommen“ (Grütter 1992, 385):

„Museale Sammlungen entstehen auf Grund von Deutung der Realität, aus der ihre Objekte stammen. Insofern gehen solche Deutungen den Objekten voraus und legitimieren sie. Es sind vor allem auch die Wissenschafts- und Institutionengeschichte, die Paradigmenwechsel innerhalb der Geschichtswissenschaften, die die subjektiv vollzogenen, wenn auch

gesellschaftlich bedingten Sammlungsstrategien hervorrufen“ (ebd., 386).

Hier werden wichtige Stichworte genannt, denn die Entstehung der neuen Industriemuseen wäre ohne eine Diversifizierung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft nicht möglich gewesen. So bedeutete die Etablierung der Sozialgeschichte in den 60er Jahren zunächst die Abkehr vom bis dahin bestehenden „Primat der staatszentrierten Politikgeschichte und exklusiven Ideengeschichte“ (Heer/Ullrich 1985, 17). Allerdings offenbarte auch die sich als ‚historische Sozialwissenschaft‘ verstehende neue Disziplin ihre Defizite: Mit ihrer Art der Analyse von gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen fand sie keinen Zugang zu den sozialanthropologischen Aspekten der Geschichte. Es formierte sich die vielfach außeruniversitär agierende ‚neue Geschichtsbewegung‘, die ihr Interesse auf „die Welt der Wahrnehmung und Selbstdeutungen der von der Geschichte ‚Betroffenen‘“ richtete (ebd., 18). Charakteristisch für dieses Wirken waren die Parteinahme für die bislang von der Geschichtswissenschaft Vernachlässigten, die mikrohistorisch orientierte Themenwahl, das Bemühen um die Erschließung mündlicher Geschichtsüberlieferung und die Erprobung neuer Arbeits- und Publikationsformen. Im Moment der ‚Betroffenheit‘

„kreuzten sich inner- und außerwissenschaftliche Einflußfaktoren: Die Skepsis gegenüber globalen Konzepten und Erklärungsmodellen, die die historischen Subjekte gar nicht mehr in den Blick bekommen, verband sich mit dem Widerstand gegen Großorganisationen und Großtechnologien, dem Wunsch nach kleinen Alternativen, nach Naherfahrung in überschaubaren Räumen“ (ebd.).

Der Nahraum wurde nicht nur zum Bezugsrahmen für eine Mikrohistorie, sondern auch für eine im Vergleich zur Studentenbewegung gänzlich anders geartete Form der Politisierung angesichts der im Lokalen unmittelbar spürbar werdenden ökologischen und sozialen Belastungsfolgen der industriellen Entwicklung (vgl. ebd., 13 ff.). Was von Lübke mit der Vokabel „Zukunftsgewißheitsschwund“ zunächst so neutral im Sinne abnehmender Kalkulierbarkeit formuliert schien, geriet aufgrund der Erfahrungen vieler letztlich zur „Zersetzung der Kategorie des Fortschritts“ (Faulenbach/Jelich 1986, 496). Die wissenschaftlich-technische Entwicklung ließ sich nicht länger nur als kontinuierlich-gedeihliche Entwicklung zum Besseren erleben, sondern wurde in ihrer Ambivalenz spürbar.

Zu den Verlusten im Zuge der, wie Lübke sich ausdrückt, „Ausbreitung technisch bedingter zivilisatorischer Homogenität“ gehörten immer auch Elemente der „regionalen Herkunftskulturen“ (Lübke 1990b, 105), welche an Standorten ‚klassischer‘ Industrien eben auch durch industrielle Arbeit geprägt waren:

„Auf der Verlustliste stehen nicht nur Tier- und Pflanzenarten, spezifische Landschafts- und Städtebilder, sondern für einige auch die Arbeit, bisherige Arbeits- und Lebenszusammenhänge, überlieferte Handlungsmaximen, und schließlich Industriedenkmale, regionalspezifische Industriekultur, ausgeprägte Arbeiterkultur usw.“ (Oligmüller 1991, 111).

Die Krisenerscheinungen der deutschen Montanindustrie – im Revierbergbau führten sinkende Ölpreise und billige Importkohle seit Mitte der 50er Jahre zum ‚Zechensterben‘ und in der Stahlindustrie wurden schon vor der konjunkturell begründeten Stahlkrise Mitte der 70er aufgrund zunehmender Rationalisierung Arbeitsplätze abgebaut – hatten den dokumentationslosen Abriß vieler Fabrikanlagen und Wohnquartiere zur Folge. Am deutlichsten zeigte sich dies im Ruhrgebiet: „Industrie und Stadtverwaltungen machten das Ruhrgebiet [...] lange Zeit zu einer Kahlschlaglandschaft“ (Günter 1975, 128). Erst gegen Ende des Jahrzehnts kam zu Bewußtsein, daß bereits „die Wachstumseuphorie der Nachkriegsjahre mehr an Denkmalsubstanz ‚gekostet‘ hatte, als der so ‚totale‘ Zweite Weltkrieg“; erst jetzt wurde auch die britische ‚Industrial-Archaeology‘-Bewegung³¹ zur Kenntnis genommen (Weber 1980, 426).

Der Beginn des allmählichen Einstellungswandels gegenüber Zeugnissen der industriellen Vergangenheit läßt sich in Deutschland an den Auseinandersetzungen um zwei spektakuläre Einzelobjekte festmachen. So führten Proteste von Hochschullehrern, Fotografen und Journalisten gegen den drohenden Abbruch der Maschinenhalle einer ehemaligen Dortmunder Zechanlage, die mit ihrer jugendstilgeprägten Stahlfachwerkkonstruktion freilich durchaus auch als

31 Der Niedergang klassischer Industriezweige und der Bedeutungsverlust traditioneller Handels- und Umschlagplätze hatten in Großbritannien bereits in den 50er Jahren eingesetzt. Stolz auf die eigene Vergangenheit als Mutterland der industriellen Revolution sowie Betroffenheit über die Geringschätzung des industriellen Erbes, die sich auch hier in Abrissen und Vernachlässigung potentieller Industriedenkmale ausdrückte, führten Laien und Spezialisten der unterschiedlichsten Fachgebiete zusammen, um unter dem Signum „Industrial archaeology“ die Dokumentation industriegeschichtlich bedeutsamer Objekte zu übernehmen und für ihren Erhalt zu streiten. „Industriearchäologie entstand“, so der spätere Leiter des Industriemuseums Coalbrookdale, Neil Cossons, „nicht aus einem distanzierten oder akademischen Interesse, sondern aus einer Welle von emotionalem Engagement und aus einem tiefstehenden Gefühl, daß ein vitaler Teil unserer Vergangenheit zerstört wurde“ (zit. n. Radkau 1985, 217). Das Ringen um ein dauerhaftes Selbstverständnis der populären Bewegung führte seit den 70er Jahren zur gründlicheren Erforschung von Arbeits- und Lebensbedingungen sowie zur Intensivierung der Medien- und vor allem der Museumsarbeit (vgl. Hudson 1987, 11 ff.).

Kunstdenkmal zu interpretieren war, zur politischen Willenserklärung der nordrhein-westfälischen Landesregierung, künftig „verstärkt die Erhaltung wertvoller Bauwerke [zu] sichern, die für die technische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes charakteristisch sind“ (NRW-Programm '75, zit. n.: Föhl 1990, 126; vgl. Suhrbier 1984, 200 ff.). Daneben trug die langjährige und schließlich erfolgreiche Kampagne für den Erhalt der Oberhausener Arbeitersiedlung Eisenheim, deren wissenschaftliche Fundierung durch eine Bielefelder Studiengruppe breite Medienwirkung erzielte (vgl. Günter 1975, 119 ff.), zur Popularisierung eines erweiterten Denkmalbegriffs bei.

Vorgaben wie jene der Landesregierung Nordrhein-Westfalens haben inzwischen Eingang in die Denkmalschutzgesetze aller Bundesländer gefunden. Entweder wird mit unterschiedlichen Formulierungen direkt auf Denkmale der Technik und Industrie Bezug genommen (vgl. Föhl [1994], 23), oder es ist, wie im Fall des Niedersächsischen Denkmalschutzgesetzes von 1978, zunächst ganz umfassend von „Kulturdenkmälern“ die Rede (vgl. Wiechert 1992, 907 ff.). Der Präzisierung und Differenzierung dieses Oberbegriffes durch die zuständige Denkmalschutzbehörde dient dann wiederum auch die Kategorie „[t]echnische Bauten und Industrieanlagen“ (Wulf 1984, 55). Allerdings hat, so bilanziert Wolfhard Weber, erst die aus der Sensibilität für technologische Umbrüche resultierende Identifikationskrise „die schon vorhandenen Bemühungen um die ‚Industriearchäologie‘ auf eine kulturpolitische Ebene gehoben“ (Weber 1980, 426).

Diese Umbrüche waren erste Anzeichen des tiefgreifenden Wandels der durch die Industrialisierung geprägten Arbeitsgesellschaft. Die mikroelektronische Revolution veränderte die Berufsbilder vieler Branchen – verwiesen sei hier nur auf das Satz- und Druckgewerbe – grundlegend. ‚Alte‘ Industriezweige wie Kohleförderung, Stahlerzeugung, Textilfertigung oder Schiffbau konnten einem häufig von Schwellenländern ausgehenden Konkurrenzdruck nicht standhalten. In Regionen, in denen die Arbeits- und Lebensformen durch solche ‚großen Industrien‘ geprägt worden waren und nun Arbeitsplätze in großer Zahl verloren gingen, sah man sich vor die Aufgabe gestellt, den vielbeschworenen Strukturwandel zu bewältigen.

„Gerade das Überholtwerden älterer Technik und das Überflüssigwerden von Qualifikationen ist eins der Motive der historischen Dokumentation dieser Vergangenheit als eines Teils menschlicher Erfahrung in der industriellen Entwicklung“ (Faulenbach/Jelich 1986, 497). Doch diese Dokumentation konnte nicht länger nach den Mustern traditioneller Technikmuseen erfolgen, da die ihrer

Darstellungsweise zugrundeliegende Vorstellung vom Kontinuum des Fortschritts nicht mehr unumstritten war. In der 1974 veröffentlichten Denkschrift „Zur Lage der Museen“ vertrat Hermann Auer die Auffassung, daß es notwendig sei, technischen Museen ein neues Profil zu geben. Obwohl er diese Museums-gattung eindeutig nicht den Natur-, sondern den Kulturmuseen zuordnete, „da ihre Objekte ausschließlich aus der Hand des Menschen hervorgegangen sind“ (Auer 1974, 101), mußte er konstatieren, daß sich technische Museen bis zum damaligen Zeitpunkt „fast ausschließlich auf die Brücke zu den exakten Naturwissenschaften konzentrieren“ (Auer 1974, 103). Versäumt hätten sie es hingegen, „Brücken zu den nicht rationalen, human bestimmten Ebenen der Technik“ zu schlagen (ebd., 114). Nunmehr sei „bei der Darstellung eines technischen Komplexes“ nicht länger nur „nach dem konstruktionsbedingten ‚Wie‘, sondern nach dem ‚Wozu für den Menschen‘ zu fragen und diese Frage mit museums-gerechten Mitteln unter Einbeziehung der kulturhistorischen Entwicklung zu beantworten“ (ebd., 112 f.). So entwarf Auer schließlich die Perspektive eines neuen technischen Museums, das den Menschen in den Mittelpunkt zu rücken und „die Technik als ein in die Außenwelt projiziertes Bild des tätigen Menschen“ darzustellen habe (ebd., 116).

Diese Forderung ordnet sich ein in das Ringen um eine Neuorientierung der Museen im Gefolge der kulturpolitischen Demokratisierungsbewegung nach 1968. Vornehmlich waren es jedoch die kulturhistorischen Museen, die als potentielle Lernorte von gesellschaftspolitischer Relevanz entdeckt wurden:

„Im Interesse breiterer Bevölkerungsschichten sollte das Museum als Lernausstellung für schulisches, außer- und nachschulisches Lernen Einsichten in historische und gesellschaftliche Zusammenhänge vermitteln [...] Damit wird die Abkehr vom Museum als Musentempel vollzogen und ein neuer Lernort konstruiert, der die Auseinandersetzung mit vergangener gesellschaftlicher Realität ermöglicht und sich nicht länger nur als Bildungsstätte einer privilegierten Schicht versteht [...] In dem Maße aber, wie breitere Bevölkerungsschichten das Museum als Erfahrungsraum vergangener Wirklichkeit annehmen, muß sich sein Angebot an Ausstellungsstücken verändern. Dies kann dadurch geschehen, daß sich die Präsentation der Museen mehr als bisher an der Lebenswelt dieser neuen Besucherschichten orientiert, indem dafür Sorge getragen wird, daß – wo immer das (noch) möglich ist – auch die Leistungen, Lebensumstände, Gegenstände der meist Ungenannten museumswürdig werden“ (Kuhn/Schneider 1978, 8).

Somit trug die Museumsentwicklung der 70er Jahre zur generellen Erweiterung des Kulturbegriffs bei. Kultur bedeutete nicht länger nur das den alltäglichen Arbeits- und Lebensverhältnissen Enthobene, sondern gerade die „Gesamtheit der Lebensverhältnisse“ (Schirmbeck 1983, 11).

Als eines der ersten kulturhistorischen Museen hatte das Historische Museum in Frankfurt am Main schon in den 60er Jahren, angeregt durch seinen damaligen Leiter Hans Stubenvoll, einzelne Objekte aus Bereichen der Industriekultur gesammelt (vgl. Hoffmann 1990, 5). Die in vielfacher Hinsicht provozierende Neukonzeption dieses Hauses (vgl. ebd., 6 f.; Glaser 1981, 35 f.) war es dann auch, die die deutsche Museumsszene in „produktive Unruhe“ versetzte (Parent 1990, 248). In der stadtgeschichtlichen Ausstellung wurde erstmals der Versuch gemacht, auch Industriekultur zu präsentieren. Allerdings hatte etwa die Ausstellungseinheit „Arbeiterbewegung“ eher den Charakter einer begehbaren sozialgeschichtlichen Abhandlung, denn zu klein war der Objektfundus, zu statik- und textlastig die Darstellung (vgl. ebd.; Hoffmann 1990, 5 f.). Im Museum der Stadt Rüsselsheim, das mit der Abteilung „Industrialisierung“ im Jahr 1976 neu eröffnet wurde, gelang es dann erstmals, attraktive Darstellungsformen für die Veränderungen der Arbeitsprozesse im Zuge der Industrialisierung und die damit verbundenen sozialen Folgen zu entwickeln.

Nach Einschätzung des Rüsselsheimer Museumsleiters Peter Schirmbeck eröffnet sich mit dem Thema Arbeit für die Museen „ein Bereich von fundamentaler Bedeutung“, der den Besuchern ausgeprägte Identifikationsmöglichkeiten bietet und zugleich die historischen Wandlungen im Verhältnis des Menschen sowohl zur Natur als auch zur Gesellschaft widerspiegeln kann (Schirmbeck 1983, 12). Dabei muß diese inhaltliche Bandbreite keineswegs voll abgedeckt werden, um – durchaus im Sinne der oben zitierten Vorstellungen Auers – eine Abgrenzung zum traditionellen Technikmuseum zu erreichen. Arbeit ist ganz konkret „der Kristallisationspunkt, in dem industrielle Techniken und Menschen aufeinandertreffen“ (ebd., 13), und sollte schon auf dieser Ebene „ein konzeptionelles Zentrum“ für die Vielzahl der nach Rüsselsheimer Vorbild in der gesamten Bundesrepublik gegründeten Museumsprojekte bilden (Möbius 1985, 17). Mehrere temporäre Ausstellungen zu lokaler Industriegeschichte oder Arbeiterkultur (vgl. Parent 1990, 259; Haist/Schneider 1993, 411) sorgten für eine zusätzliche Dynamisierung dieser Entwicklung.

Gerade in Nordrhein-Westfalen wurde die thematische Ausweitung der Museumslandschaft großzügig gefördert; sie stellt sich hier auch als Ergebnis sozialdemokratisch dominierter Kulturpolitik dar, der es darum ging, die Lebensweise des, wie Ulrich Borsdorf es nennt, „sozialen Substrats der SPD-Mehrheiten in Land und Kommunen“ als zur Kultur gehörend anzuerkennen (zit. n. Besucher 1991, 21). Dies kommt z.B. in der 1979 von der Landschaftsversammlung Westfalen-Lippe gefaßten Gründungsresolution für das stark von der bereits erwähnten neuen denkmalpflegerischen Sensibilisierung geprägte Westfälische Industriemuseum zum Ausdruck:

„Die Industrialisierung, die Entwicklung großstädtischer Lebensformen sind Voraussetzung für alle Erscheinungen der modernen Arbeitswelt. Dieser Prozeß muß den Bürgern unseres Landes als Teil ihrer geschichtlichen Identität bewußt gemacht werden. Aus seiner Verantwortung für die landschaftliche Kulturpflege entsteht dem Landschaftsverband die Verpflichtung, auch Zeugnisse der Industriekultur nach 1850 zu dokumentieren und für die Bürger als Basis unserer Arbeitswelt begreifbar zu machen“ (zit. n. Glaser 1981, 38).

An dieser Stelle wird deutlich, daß sich das Thema Industriegeschichte für das Museumswesen in mindestens zweifacher Hinsicht als bedeutsam darstellte. Zunächst indem es zur Vervollständigung des museal präsentierten Geschichtsbildes beitragen und damit zugleich die Öffnung der Museen für neue Besucherschichten bewirken sollte. Darüber hinaus aber auch, weil es Bezüge zu drängenden Gegenwarts- und Zukunftsfragen ermöglichte und damit die Museen reagieren ließ auf die von der Krise der Arbeitsgesellschaft und von ökologischen Verheerungen ausgelösten Gefühle der Orientierungslosigkeit und des Ausgeliefertseins.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg war unser Blick für viele Jahre vor allem nach vorn gerichtet: Auf Wiederaufbau, steigenden Konsum, industrielles Wachstum, auf sich ständig überbietende technisch-wissenschaftliche Rekordleistungen. Die elementaren Beunruhigungen der letzten Jahre über den Fortbestand von Natur, Mensch und Geschichte [...] lassen immer mehr Menschen innehalten. Verunsichert sehen sie in den Spiegel, blicken zurück in die Geschichte, betrachten ernüchert sich und ihren Planeten. Jeder weiß, daß Zustände der Verunsicherung schwer zu ertragen sind, aber gerade sie bieten die Offenheit, die Chancen, sich eine neue Orientierung zu erarbeiten“ (Schirmbeck 1985a, 35).

Auch Hermann Glaser diagnostizierte eine seit den 70er Jahren verbreitete „allgemeine skeptische Befindlichkeit angesichts des ‚entfesselten Prometheus‘, wie er uns aus dem Maschinenzeitalter entgegentritt“ (Glaser 1981, 11). Mit seinem Industriekultur-Konzept formulierte er am deutlichsten den Anspruch, Identitätsbildung und Aufklärung miteinander zu verbinden. Das Ziel sei es, das „Bewußtsein von der Möglichkeit eigenen Willens, der Möglichkeit, ein handelndes Subjekt zu sein“, zu reaktivieren (Glaser 1984, 98). Gerade die Auseinandersetzung mit Industrie- und Alltagskultur sowie eine experimentelle Kulturvermittlungspraxis könnten zur Entwicklung einer in solchem Sinne geprägten „republikanischen Identität, einer ‚bewegten‘, dialektischen, pluralen Identität [...], die wir mehr denn je brauchen“, beitragen (ebd., 100). Auch Glaser sieht die besondere Bedeutung – und zugleich die besondere Attraktivität – von Industriekultur als Thema für Museen und Ausstellungen darin, daß sie

„sich als eine zugleich vergangene wie weiterwirkende Epoche [erweist]. Die Grenzen des Wachstums lassen uns nach den Ursprüngen des Wachstums fragen; die Angst vor der Zukunft fordert die Überprüfung der Glückserwartung von damals. Mit der Industriekultur beginnt ‚unsere‘ Geschichte“ (Glaser 1981, 8f.).

Im Sinne Glasers bedeutet dies nicht nur, daß ‚wir‘ als Museumsbesucher hinsichtlich der Phase der Industrialisierung ein ungleich größeres Vorverständnis mitbringen als gegenüber weiter zurückliegenden Epochen, sondern auch, daß diese ‚unsere‘ Geschichte von einem jeden von uns täglich fortgeschrieben wird. Für die Zukunftsbewältigung birgt die historische Industriekultur – sofern sie nicht einem „vermarkteten Erinnerungsromantizismus“ überlassen wird – nach Glasers Überzeugung bedeutende Erfahrungspotentiale:

„Indem wir uns einer Welt zuwenden, die den unmittelbaren Ursprung unserer Gesellschaft darstellt, indem wir uns die Menschen, von denen wir abstammen, deren Probleme, sowie die politischen und sozialen Auseinandersetzungen, die diese Menschen um ihre Existenz austrugen, vergegenwärtigen, werden wir unserer selbst bewußt, erfahren wir, warum wir so sind, wie wir sind. Realistische Vorstellungen von der sinnvollen Verbesserung der Lebensformen sind erst möglich, wenn wir wissen, wie die Menschen vor uns ihr Leben bewältigten“ (ebd., 10).

„In einer auf Selbstbestimmung beruhenden demokratischen Gesellschaft“, so Glaser an anderer Stelle, „kommt solchem aufklärenden Zug zur Geschichte eine grundlegende kulturpolitische Bedeutung zu“ (Glaser 1985, 88). Und mehr noch: Es sei geradezu überlebenswichtig, „angesichts der Weichenstellung, wel-

che die Industrialisierung bedeutete, ständig über neue ‚Streckenführungen‘ und ‚Zielorte‘ nachzudenken und entsprechende Handlungsvorschläge zu machen“ (Glaser 1981, 11).

So unterschiedlich sich die Konzeptionen der neuen Industriemuseen an den einzelnen Standorten mit ihren unterschiedlichen Voraussetzungen auch darstellen, so gehört doch der Anspruch, Handlungskompetenzen für die Bewältigung gegenwärtiger und erwarteter Probleme zu entwickeln, zu ihren Essentials. Thomas Schleper findet dafür nicht nur Belege in den von ihm herangezogenen Papieren zum Selbstverständnis der jeweiligen Museen (vgl. Schleper 1989b, 74 f.), sondern bringt es als Leiter der Außenstelle Engelskirchen des Rheinischen Industriemuseums selbst auf den Punkt: Industriemuseen, so seine Überzeugung, sollten „statt nur den erlebnisreichen Rückblick anzustreben, Vorsicht und Voraussicht gegenüber technischen Errungenschaften und ihren sozialen Konsequenzen trainieren helfen“ (Schleper 1989a, 6). Doch auch wenn, wie im folgenden durch Rainer Wirtz mit Bezug zum Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit, die Erwartungshaltung relativiert wird, bleibt der problematisierende Gegenwartsbezug nicht ausgeklammert: „Es ist schon viel erreicht, wenn der Besucher oder die Besucherin um einige vermittelte Erfahrungen reicher, vielleicht auch mit etwas mehr Problembewußtsein über die Industriegesellschaft der Gegenwart, ein solches Museum verläßt“ (Wirtz 1989, 131). Hier nun zeigen sich gravierende Unterschiede zu den Grundpositionen Lübbes. Sein den Kompensationsgedanken in den Mittelpunkt rückender Erklärungsansatz für die Ausweitung der Musealisierungstendenzen legt, konsequent zuende gedacht, die Rolle der Museen auf das Registrieren, Archivieren und Ästhetisieren fest und spricht ihnen ein analytisch-kritisches Potential ab, das ihnen doch zweifellos *auch* innewohnen kann und das ‚ausreizen‘ zu wollen gerade die Programmatik der neuen Industriemuseen verspricht. Lübbes Modell umfaßt mit dem Vertrautheitsschwund zwar einen wichtigen Bestandteil, genügt jedoch nicht zur Begründung des Entstehens der neuen Industriemuseen. Es ist kein Zufall, daß sie bei ihm nicht explizit erwähnt werden, denn sie sprengen den Rahmen der ‚vorgesehenen‘, und dies bedeutet: der von ihm für politisch wünschenswert erachteten Reaktionen auf den Vertrautheitsschwund.

Das Kompensationsmodell offenbart damit seinen normativen Charakter. Martin Scharfe hat nachgewiesen, wie der zugrundeliegende Gedankengang im Zuge seiner ‚Karriere‘ bei neokonservativen Philosophen und des damit einhergehenden immer direkteren Bezugs auf das Museumswesen schließlich geradezu zum

„Praxisprogramm zur kulturmedikativen Ruhigstellung der durch den zivilisatorischen Fortschritt beunruhigten Menschen“ zugespitzt wurde (Scharfe 1992, 57). Dabei sei die technisch-wissenschaftliche Modernisierung unter Aussparung ihrer „sozialen Implikationen“ – so Peter Assions Kritik an Lübke – als ein „letztlich ursachenneutraler Prozeß von indifferenter Allgemeingültigkeit beschrieben“ worden (Assion 1986, 356). Indem die Anhänger der Kompensations- these damit diesen Prozeß zugleich in seiner Unaufhaltsamkeit als sakrosankt erklärten, während sie demgegenüber die demokratische Entwicklung der Institutionen des Verfassungsstaates als abgeschlossen betrachteten, hätten sie Abschied von der Perspektive der kulturellen Modernisierung genommen und die Geisteswissenschaften sowie Kultur im weitesten Sinne auf eine Funktion festgelegt, die die technisch-wissenschaftliche Modernisierung nur noch ermöglichen, d.h. diese verkraftbar machen soll (vgl. Schnädelbach 1988, 36 f.).

Einigkeit besteht darüber, daß ‚reale‘ Kompensation – und des Wortes eigentliche Bedeutung war eben die eines tatsächlich vollen Ausgleichs (vgl. Scharfe 1992, 56) – ohnehin nicht stattfindet und auch nicht stattfinden kann. Weder wird es, so Michael Dauskardt,

„im Deutschen Museum München durch eine Ausstellung ‚Raumschiff Erde‘ möglich sein, die fortschreitende Umweltzerstörung erträglich zu machen, noch wird es durch die Unterschutzstellung einer Zechenanlage gelingen, ein scheinbar früher intaktes soziales Beziehungsgeflecht zu konservieren bzw. wiederzubeleben“ (Dauskardt 1993a, 434).

Dennoch erscheint nach seiner Einschätzung das einfache Modell der Kompensationsmechanik so verlockend, daß ihm von kulturpolitischer Seite bisweilen hohe Wirksamkeit zugetraut werde. Damit gerate das Museum ins Blickfeld jener Politiker, die mit seiner Hilfe das Fehlen eigener Visionen und ihre Überforderung mit Versuchen, komplexe Problemlagen durchschaubar zu machen, verschleiern sehen wollen. Wenn darüber Klage geführt werde, daß das Museum in Gefahr gerate, für bloße Kompensationsprogramme herhalten zu müssen, so stellt sich dies für Dauskardt eher als Gefahr der Vereinnahmung aufgrund *angenommener* Kompensationseignung dar (vgl. ebd.).

Ein bloßes Lamento helfe hier jedoch nicht weiter, denn schließlich vollziehe sich kein Aspekt der Museumsarbeit in einem „geschützten, gesellschaftsfreien Raum“ und seien direkte Einflußnahmen durch Politiker gemäß den Regeln der Kulturverwaltung sogar legitimiert (ebd.). Dennoch habe sich das Museumspersonal Vereinnahmungsversuchen zu widersetzen, die eine Bedrohung für den

edukativen und aufklärerischen Charakter der Museumsarbeit darstellen könnten.

Auch die museale Thematisierung von Alltagsgeschichte des Industriezeitalters genügt nicht per se solchen Ansprüchen. Wenn ihre Darstellung beispielsweise über simplifizierende, Konflikte und Widersprüche ausklammernde Vergleiche eines elenden Gestern mit einem komfortablen Heute nicht hinauskommt, läßt sie sich natürlich auch instrumentalisieren, „um ein brüchig gewordenes Fortschrittsbild zu festigen“ (Schneider 1991, 73). Schneider verweist darauf, daß Ausstellungen im Rahmen von Firmenjubiläen häufig dergestalt angelegt sind und daß es auch dem ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Strauß im Geleitwort zum Katalog der 1985 gezeigten Nürnberger Ausstellung „Leben und Arbeiten im Industriezeitalter“ um Interpretationsvorgaben in eben jenem Sinn ging (vgl. ebd., 72). Durchaus vergleichbare Zielsetzungen lagen dem Ost-Berliner Museum *Arbeiterleben um 1900* zugrunde (vgl. ebd., 72 f.), nur waren es dort eben die „Vorzüge des Sozialismus“, die im Vergleich mit den musealen Rekonstruktionen „plastisch hervortreten“ sollten (Mühlberg u.a. 1985, 6). – Mit welchen Mitteln man sich in der praktischen Museumsarbeit darum bemüht, differenzierte Wahrnehmungen zu erreichen, wird Thema der nächsten Kapitel sein.

Wenn man mit der Formulierung „Vertrautheitsschwund“ die Situation in den neuen Bundesländern nach der Wende und vor allem nach der Vereinigung beider deutscher Staaten charakterisieren wollte, so erschiene mir dies eine glatte Untertreibung zu sein. Es kann daher nicht verwundern, daß mit dem Prozeß der Übernahme und Aneignung von in Westdeutschland etablierten Institutionen, Organisationsformen oder Verhaltensweisen eine deutliche Aufwertung alles historisch Regionalspezifischen einhergeht. Das Engagement für neue Industriemuseen scheint noch allerdings nach Einschätzung vieler die Anstrengungen im Sinne des erhofften wirtschaftlichen Aufschwungs geradezu zu konterkarieren. Wo man jedoch industriegeschichtliche Museumsarbeit betreibt, hat natürlich immer auch der dramatische Anfall von Relikten der ehemaligen DDR-Wirtschaft Anlaß dazu geboten. Klaus Müller konstatiert für das Industriemuseum Chemnitz:

„Noch nie war das Angebot an Sachzeugen der Industriegeschichte, bedingt durch den Konkurs von Großbetrieben, aber vor allem auch von Kleinbetrieben und Gewerbetreibenden, so groß wie gegenwärtig. So de-

primierend das für die Betroffenen ist, für das Museum ist es eine einmalige und in dieser Art sicher letztmalige Chance“ (Müller 1993, 29).

Daran anknüpfend weckt das Industriemuseum hohe Erwartungen: Es könne durchaus zu einer „neue[n] Identifikation der Menschen mit ihrem Lebensraum“ beitragen, indem es dazu mahnt, „den völligen Verfall dessen, was an industrieller Potenz existiert“, nicht zuzulassen (ebd., 29 f.). Doch das Industriemuseum wird nicht nur als ‚Selbstbewußtseins-Agentur‘ begriffen, es verbinden sich damit auch – vielfach sicher überzogene – Hoffnungen auf Werbeeffekte für den jeweiligen Standort in Hinblick auf Imageverbesserung, Tourismusförderung und sogar Industrieansiedlung. Mögen diese gewünschten Nutzeffekte der Museen von den Vertretern ihrer Fördervereine auch deshalb so stark betont werden, um den noch mäßigen Rückhalt der Projekte in der Bevölkerung zu stärken, so wird dieses Eigeninteresse sicher nicht an erster Stelle rangieren. Aus einem Informationsblatt für das auf dem Gelände der ehemaligen ORWO-Filmfabrik geplante Industrie- und Filmmuseum Wolfen etwa spricht ein beinahe verzweifeltes Bemühen darum, an der wirtschaftlichen Revitalisierung des ‚Chemiedreiecks‘ in Sachsen-Anhalt mitzuwirken:

„Das Museum soll die Liebe zur Heimat bei den jungen Menschen wecken und so dazu beitragen, daß die Entvölkerung unserer Region nachläßt. Die Aufarbeitung der Industriegeschichte zeigt, daß es sich in Wolfen um ein Gebiet mit qualifizierten, kreativen, ansässigen Industriearbeitern handelt. Ihre Arbeitskraft wird momentan kaum genutzt. Ähnlich verhält es sich mit den entkernten Flächen des Industrieparkes Wolfen.

Ein Besuch im Industrie- und Filmmuseum Wolfen im Industriepark Wolfen/Thalheim [...] wird hoffentlich dazu beitragen, auch Investoren diese Tatsache deutlich zu machen und sie bewegen, dieses Potential an Arbeitskräften und den Industriestandort zu nutzen“ (Industrie- und Filmmuseum o.J.).

Natürlich ist jede Entscheidung zur Finanzierung der Neugründung oder Modernisierung eines Museums, auch wenn sie von gesellschaftlichen Anforderungen bestimmt wird, letztlich eine politische Entscheidung. Die Frage der Umwegrentabilität von Investitionen ‚in Kultur‘ durch die Erhöhung der ‚Standortqualität‘ hat dabei auch in den alten Bundesländern eine wichtige Rolle gespielt, wenn gleich Industriemuseen sicher nicht zuerst aus diesem Blickwinkel betrachtet werden können. Dennoch gewannen sie als lokale oder regionale Imagekomponenten an Bedeutung, signalisierten sie doch Aufgeschlossenheit einem kulturpolitischen Trend gegenüber.

Und auch ganz unabhängig von einem möglichen Denkmalcharakter oder einer musealen Nutzung wuchs das Bestreben, aufgelassene Industriebauten in das öffentliche Leben und die Stadtgestaltung einzubeziehen. Noch bis in die 70er Jahre war die ‚Totalsanierung‘, d.h. Abriß und Neubebauung, die Regel. Auch wenn keine neuen Gewerbeansiedlungen gelangen, sondern es sich bei den Neubauten um Verwaltungs- oder Kulturzentren handelte, so blieben diese doch in ihrer funktionalistisch-modernen Architektur Ausdruck andauernder Fortschrittsgewißheit. Diese Baupraxis änderte sich, als soziale und ökologische Krisensymptome unübersehbar wurden: Die Einbeziehung zumindest von Teilen der alten Industriearchitektur in die jeweiligen Umnutzungskonzepte war ein weiterer Ausdruck für das Bemühen, Identifikation und gesellschaftliche Integration über Tradition zu gewinnen, nachdem dies über den Zukunftsglauben nicht länger möglich war (vgl. Damus 1989, 27).

Die Beschäftigung mit regionaler Alltags- und Industriegeschichte galt zunächst immer auch als Ausdruck einer neuen Form von Politisierung, die zumindest mittelbar dem „Scheitern großer politischer Hoffnungen in den ausgehenden 60er und frühen 70er Jahren“ geschuldet war (Faulenbach/Jelich 1986, 497). Die nachlassende Faszinationskraft abstrakter Theorien und Ideologien hat – zumal seit dem vermeintlichen ‚Ende der Geschichte‘ nach dem Wendejahr 1989 – inzwischen jedoch noch andere Auswirkungen: unübersehbar ist ein Trend zur Ästhetisierung, der durch die „Verfeinerung und Ausweitung kultureller Interessen“ noch verstärkt wird (Faulenbach 1991, 11). Dieser Trend bezieht auch die Hinterlassenschaften der Industriegeschichte ein. Ein Beleg ist die Vielzahl opulenter Fotoreportagen, erschienen vornehmlich in den Farbbeilagen großer Tages- und Wochenzeitungen, in denen die Exotik sterbender Industrievierviertel oder lebendiger Industriedenkmale ins Bild gesetzt wurde.³²

Daß solche Veröffentlichungen Interesse wecken und Akzeptanz fördern können, ist unbestritten. Im Hinblick auf eine ernsthafte Industriearchäologie ist jedoch vor den Gefahren des „nostalgischen Ästhetizismus“ gewarnt worden; er könne dazu führen, „daß im Anblick überwucherter Industriearbeiten und Kanalschleusen alle guten Vorsätze kritischer Geschichtsbetrachtung über Bord geworfen werden“ (Radkau 1985, 302). Für museale Präsentationen gilt Vergleich-

³² So war etwa die *Gesensschmiede Hendrichs / Außenstelle Solingen des Rheinischen Industriemuseums*, auf die in dieser Arbeit noch ausführlich eingegangen wird, unter der Überschrift „Das Museum, das heiße Eisen schmiedet“ Gegenstand eines solchen Beitrages im Supplement *HANDELSBLATT-MAGAZIN* (vgl. Krummheuer/[Pierlings] 1989).

bares, und dies nicht erst für den Fall, daß die Warenästhetik von Exponaten ein modisches Revival erlebt.

Beinahe noch augenfälliger zeigt sich die Entwicklung, wenn man die Umwidmung historischer Industriebauten betrachtet. Die in den 70er Jahren häufig anzutreffende und oftmals von Bürgerinitiativen durchgesetzte Nutzung als soziokulturelles Zentrum verhielt sich mit ihren Ansprüchen ähnlich sperrig zum etablierten Kulturbetrieb wie die neu entdeckten Industriedenkmale zum klassischen Denkmalrepertoire (vgl. Kultur 1979). Doch indem sich die vormals neue Denkmalgattung ihrerseits etablierte, änderte sich das Verhältnis zu historischen Industriebauten grundlegend. Umwidmungen haben in jüngster Zeit vermehrt kommerziellen Charakter angenommen und sind inzwischen mit dem Attribut der „modisch gefärbten Schickheit“ versehen (Föhl [1994], 37). Die postmoderne Architektur hat Elemente historischer Industriekultur (mögen sie zitiert oder, um so ‚unterhaltsamer‘, authentisch sein) in den Dekorationsfundus aufgenommen, und immer öfter werden leerstehende Produktionsstätten zu anspruchsvollen Einkaufs-, Dienstleistungs- oder Gewerbe-„Parks“ gestaltet.³³ Im Vergleich zu früheren ‚alternativen‘ Nutzungen oder zu vergleichsweise sensiblen anderen Umwidmungen durch die Öffentliche Hand kommt es dabei zu ungleich stärkeren Eingriffen in die vorgefundene Industriearchitektur. Wenngleich Föhl einräumt, daß solche Aneignungsprozesse „aus der Sicht des Denkmalpflegers mehr Verluste als Gewinne in sich bergen können“, hält er den „Bruch mit dem generellen Vorurteil, industriehistorische Anlagen seien zu unästhetisch, unwichtig oder uninteressant, um sich mit ihnen zu beschäftigen“, für wichtiger (ebd.).

Der dekorative Einbezug von Elementen älterer Industriearchitektur in neue Nutzungskonzepte ist freilich auch grundsätzlich kritisiert worden. Mit der Verwendung emotionell besetzter Versatzstücke der industriellen Vergangenheit

33 So kam es in Hannover jüngst zur Umgestaltung großer Teile der an der Podbielskistraße gelegenen früheren Keksfabrik Bahlsen zum „Pdbi-Park“ mit Geschäften, Büros und einem Hotel. Dieses bezieht die ehemalige Dampfmaschinenhalle ein, die restauriert wurde und mit Teilen ihrer Ausstattung nun „als Kulisse (!) im Konferenzfoyer“ dient (Hann. Allg. Ztg., 19.05.1995).

Obwohl man gerade in den neuen Bundesländern auf die Revitalisierung von Industriebrachen angewiesen ist, scheint man sich bisweilen ironische Distanz zu solchen Projekten bewahrt zu haben: „Plagwitz wird zur ‚Parklandschaft‘“ lautete der Titel eines Beitrages der LEIPZIGER VOLKSZEITUNG über Pläne zur Umstrukturierung des vormals am stärksten industriell geprägten Leipziger Stadtbezirkes u.a. durch das Handels- und Dienstleistungszentrum „Bugä-Elster-Park“, dem die bauliche Hülle eines ehemaligen Buntgarnwerkes „das besondere Flair“ verleihen soll (LVZ, 14.02.1995).

würde sich, so Martin Damus, die postmoderne Architektur dem Zweifel gegenüber der Zukunft und der Suche nach Sicherheit nur anbieten (vgl. Damus 1989, 30). Der immer auch von harter Arbeit und Zwang geprägte Charakter der alten Fabrik

„wird in der gepflegten Aus- und Umnutzung alter Industriearchitektur jedenfalls verdrängt. Anders wäre das ästhetische und emotionelle Vergnügen an den Umnutzungen und an Neubauten, die in Details und Bauteilen, in Gestalt oder Typisierung auf Industriebauten älteren Datums verweisen, nicht möglich. [...] Die Fabrikarchitektur der Vergangenheit wird nur anziehend dadurch, kann dem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit in einer unsicheren Zeit nur deswegen entgegenkommen, weil sie mit den Mitteln der Moderne angeeignet wird“ (ebd., 34 f.).

Letztlich erweise sich der Postmodernismus damit als „neueste Variante des Modernismus“ (ebd., 36). Und doch bedeutet er mehr als bloße *Fortschrittmöglichkeit* im Sinne der Kompensationsdebatte. Da die postmoderne Architektur nicht mehr nach Vereinheitlichung strebt, „brechen Prinzipien der Moderne auf“ und werde auch eine wirklich schöpferische Aneignung historischer Architektur möglich (ebd., 36 ff.). Dafür mangelt es nach Ansicht Damus' freilich noch an Beispielen, und seine Hinweise darauf, wie diese auszusehen hätten, bleiben vage: In jedem Fall müsse der Zweck eines Bauwerks Priorität vor der „Theatralik des Architektonischen“ genießen (ebd., 37 f.). Der in der Umnutzungsproblematik erfahrene Architekt Roland Wolf pflichtet Damus indirekt bei, wenngleich er sich gegen denkmalpflegerischen Purismus wendet, der bisweilen dazu geführt habe, historische Industriearchitektur ästhetisch hochzustilisieren, ja zu mystifizieren: „[E]in alltägliches Bauwerk braucht auch den ‚Geist‘ und die Atmosphäre des Alltags, die Spuren des Gebrauchs, die zu einem (Weiter-)Benutzen einladen“ (Wolf 1990, 195 f.).³⁴

Ästhetisierungserscheinungen von historischer Industriekultur tragen zu dem Eindruck bei, daß es sich bei dieser um ein nunmehr ganz selbstverständliches

34 Immerhin ein Ansatz dafür, „wie sich Altes und Neues zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse verbinden kann“, ist für Damus die preisgekürnte Mischnutzung der ehemaligen Spinnerei Ermen & Engels in Engelskirchen, die nicht nur durch eine Außenstelle des Rheinischen Industriemuseums erschlossen wird, sondern in der zudem noch das Rathaus, Geschäfte, Wohnungen und die Feuerwache untergebracht sind (Damus 1989, 37). Föhl verweist auf die Hamburger Schiffsschraubenfabrik Zeise, deren Hallenkomplexe inzwischen als Medienhaus, Wohnhaus, Restaurant und Musikhochschule dienen; das Objekt besitzt für ihn auch aus denkmalpflegerischer Sicht „Vorbildcharakter“ aufgrund „bemerkenswerte[r] Techniken einer Hinzufügungen nicht verleugnenden, die Substanz aber nicht antastenden Vorgehensweise“ (Föhl [1994], 153).

Thema auch im Repertoire des Museumswesens handelt. Dies hat unter Museumspraktikern bereits Stimmen laut werden lassen, die eine ‚neue Anstößigkeit‘ industriegeschichtlicher Museumsarbeit fordern (vgl. Haist/Schneider 1993, 411; Wieslinger 1993, 291).

Es kann also durchaus auch eine Wertung damit verbunden sein, wenn die Aussage getroffen wird, seit den 70er Jahren habe sich in der alten Bundesrepublik der Museumstyp der neuen Industriemuseen *etabliert*. Zunächst gilt es jedoch noch einmal festzuhalten, daß es dazu eines „Paradigmawechsel[s]“ in der Diskussion um das kulturgeschichtliche Museum“ bedurfte (Foerster 1993, 34). Für diese Entwicklung gab es, wie gezeigt wurde, ein ganzes Bündel ineinandergreifenden Begründungen, die sich mit der nötigen Zuspitzung wie folgt formulieren lassen:

- Verunsicherung angesichts der Rasanzen des zivilisatorischen Wandels;
- Erfahrung der Ambivalenz des ‚Fortschritts‘ aufgrund seiner ökologischen und sozialen Belastungsfolgen;
- (Wieder-) Entdeckung eines als ‚heimatlich‘ empfundenen Nahraums vor dem Hintergrund seiner Bedrohung durch nivellierende und zentralistische Tendenzen;
- Begründung einer Alltags- und Erfahrungsgeschichtsschreibung als Ausdruck der Diversifizierung der Geschichtswissenschaften;
- generelle Aufwertung des Museumswesens im Zuge kulturpolitischer Demokratisierungsbestrebungen sowie vermehrt auch zur Befriedigung vielfältiger Freizeit- und Repräsentationsinteressen;
- Entdeckung und Verwertung ästhetischer Potentiale der Industriegeschichte.

Ein abschließender Blick nach Dortmund und Oberhausen, wo, wie erwähnt, das Engagement gegen die geplanten Abrisse der Zeche Zollern II/IV und der Kolonie Eisenheim die Neubewertung von baulichen Zeugnissen der Industrie- und Sozialgeschichte in Gang setzte, zeigt die Ergebnisse jenes Paradigmenwechsels in aller Deutlichkeit. Sowohl die Zeche Zollern, die im Mai 1969 der Fachzeitschrift *BAUWELT* noch als „Entdeckung des Jahres“ galt (zit. n. Suhrbier 1984, 201), als auch das 1979 zur Unterstützung der Eisenheim-Kampagne in einem leerstehenden Waschhaus der Kolonie eingerichtete „Volksmuseum“ (vgl. Arbeit 1994, 13), sind inzwischen in das Industriemuseums-Netz der Landschaftsverbände in NRW eingebunden: dieses als Außenstelle des Rheinischen, jene als

Zentrale des Westfälischen Industriemuseums. Und mit dem Portal ihrer Maschinenhalle avancierte die Zeche Zollern zudem zum Motiv für den 80-Pfennig-Wert einer deutschen Dauerbriefmarkenserie mit dem Titel „Sehenswürdigkeiten“.

3.4. *Details: Charakteristika der neuen Industriemuseen*

3.4.1. Überwindung von Grenzen traditioneller Museumsgattungen

Versuche, eine Definition für die neuen Industriemuseen anzubieten, haben, wie in Kapitel 3.1. belegt, nur zu eher vagen Aussagen geführt. Übereinstimmung herrscht bei den verschiedenen Autoren jedoch darin, es mit einem neuen Museumstyp zu tun zu haben: Das Bestreben der industriegeschichtlichen Neugründungen bzw. Neukonzeptionen sei eine „Transzendierung traditioneller Kulturgeschichte“ und „Überwindung bisheriger Technikgeschichte“ (Faulenbach/Jelich 1986, 495); sie bemühten sich damit um eine thematische Positionierung „zwischen Technik-, Sozial- und Regionalgeschichte“ (Sembach/Sonnenberger 1983, 272), wobei „verschiedene Impulse aus traditionellen Museen (Technikmuseum, Historisches Museum, Kulturgeschichtliches Museum, Volkskundemuseum, Freilichtmuseum)“ aufgenommen würden (Parent 1987, 29).

Industriegeschichte stellt sich als unendlich vielfältiges Gesamtthema dar, das man beispielsweise im Westfälischen Industriemuseum mit Hilfe kritischer, auf vergangene Arbeits- und Lebensbedingungen Bezug nehmender Fragen in Einzelthemen zu zerlegen versucht (vgl. Faulenbach/Jelich 1986, 502). Eine Liste solcher „Leitthemen“ für industriegeschichtliche Museumsarbeit ist von Peter Schirmbeck formuliert worden; etwa 15 Jahre nach dem Beginn der Neukonzeption des Rüsselsheimer Museums bringt er mit dieser umfangreichen Zusammenstellung auch seine Überzeugung zum Ausdruck, daß den neuen Industriemuseen nach der konzeptionell nunmehr durchgesetzten „Auslotung industriell-technischer Entwicklungen in sozialer Hinsicht“ mit der „Darstellung der ökologischen Auswirkungen zunehmender Industrialisierung“ ein neues Aufgabengebiet erwachsen ist (Schirmbeck 1989, 236 f.; Hervorhebungen im Original). Als Themenkomplexe werden im einzelnen genannt:

- Der arbeitende Mensch im Kontext industrieller Produktion; Männer-, Frauen-, Kinderarbeit, Unternehmer, Arbeiter, Angestellte, Ingenieure
- Industrielle Technik im Kontext industrieller Arbeitsverfahren
- Industrielle Verkehrs- und Kommunikationsformen
- Wissenschaft und Forschung im Kontext industrieller Entwicklung
- Entwicklung einzelner Industriebranchen und Firmen
- Formen der Energieerzeugung
- Industrielle Infrastruktur, Wohnverhältnisse, Stadtentwicklung
- Kapital und Arbeit, soziale Strukturen der Industriegesellschaft
- Geschichte der Arbeiterbewegung und Gewerkschaft
- Lebensgeschichten von Arbeiterinnen, Arbeitern, Unternehmern (oral-history)
- Identifikation und Entfremdung in der industriellen Arbeitswelt
- Industrieprodukte zwischen Lebenssicherung und Statussymbol
- Industrielle Produktivitätssteigerung, Rationalisierungen und ihre Auswirkungen auf Mensch, Gesellschaft und Umwelt
- Hochkonjunktur und Arbeitslosigkeit – Zyklen des Wachstums
- Industrielle Revolution und Natur; Ausbeutung, Naturbeherrschung, Gegenbild, Freizeitraum, Tourismus
- Veränderung der Umwelt durch industrielle Produktions- und Lebensverhältnisse, Rohstoffe, Energie, Verkehr, Abfall, Schadstoffe
- Zunehmende Gefährdung natürlicher Lebensgrundlagen; Wasser, Luft, Klima, Flora, Fauna
- Moderne Naturwissenschaft und ethische Verantwortung
- Säkularisierung des Weltbildes durch Naturwissenschaft und Technik
- Leitbilder und Utopien der Industriegesellschaft
- Technischer Fortschritt als neuer Mythos
- Ästhetik im Kontext industrieller Produktion und Reproduktion; Design, Werbung, Mode, corporate identity
- Kunst und industrielle Revolution“ (Schirmbeck 1989, 237 f.).

Kein Industriemuseum wird jeden dieser Aspekte, noch dazu gleichrangig, behandeln können und wollen. Jeder Standort bietet unterschiedliche Anknüpfungspunkte zur Schwerpunktsetzung. Doch Schirmbeck nannte nicht nur eine Vielzahl von untereinander in Beziehung stehenden Themen; manche von ihnen scheinen sich auf den ersten Blick auch einer gegenständlichen Darstellung zu entziehen. Doch natürlich bieten Objekte über ihre Materialität hinaus Bedeutungsgehalte, die freizulegen bzw. deren Interpretation zu ermöglichen von musealen Präsentationen erwartet werden kann. Auf welche Weise industrielle Arbeit mit ihren Facetten überhaupt ausstellbar ist, stellt sich für die neuen Industriemuseen damit als gemeinsame Frage.

Auch wenn eine genaue und vergleichende Analyse der inhaltlichen und organisatorischen Spezifika der einzelnen Museumsprojekte einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben muß³⁵, sollen in den nächsten Abschnitten beispielhaft einige Antworten, die man im Zuge des jeweiligen Museumsaufbaus zu geben versucht hat und weiter zu geben versucht, vorgestellt werden. Der Orientierung und Gliederung dienen die von Schirmbeck genannten Voraussetzungen für ein solches Vorhaben, nämlich erstens die Nutzung von Gebäuden „mit der Aura von Arbeit“, zweitens die Erforschung des Arbeitslebens, die natürlich aller Präsentation zugrundeliegen muß, sowie drittens das Vorhandensein von Objekten und Dokumenten, die eine anschauliche Rekonstruktion industrieller Arbeit ermöglichen und darüber hinaus gestalterische Ansatzpunkte für die Analyse von Arbeitsverhältnissen bieten (Schirmbeck 1983, 20 f.).

3.4.2. Denkmalpflegerische Bedeutung

Eine Umnutzung aufgelassener Industrieanlagen ist in der Regel mit Problemen verbunden. Dafür sorgen schon die Ausmaße solcher Objekte, ihre spezialisierte Architektur und bisweilen ihr schlechter Erhaltungszustand oder sogar Bodenkontaminationen nach Jahren der Verschleißwirtschaft. So dauerte es nach der Rettungsaktion für die Dortmunder Zeche Zollern II/IV zehn Jahre, bis ein neues, dauerhaft tragfähiges Nutzungskonzept entwickelt war: Der Zechenkomplex wird nun als Außenstelle sowie Zentrale des Westfälischen Industriemuseums gestaltet, das aufgrund seiner dezentralen Struktur auch andernorts die Belange der Industriedenkmalpflege mit der sozialgeschichtlichen Neuorientierung der historischen Museen kombiniert.

Inzwischen wird die Gattung der immobilen technischen Denkmale aufgrund der Problematik anderweitiger Nutzungen „allgemein als besonders museumswürdig angesehen“ (Höhmann 1992, 56). Rolf Höhmann unterscheidet vier Gruppen solcher Objekte, wobei er einen sinkenden Denkmal- und steigenden Museums-wert konstatiert (ebd.):

³⁵ Beispielhaft erschiene mir dafür die auf das Rheinland bezogene Zusammenstellung Oligmüllers (1991).

1. verlassene, „passiv“ behandelte technische Denkmale;
2. durch Weiternutzung in ursprünglicher oder ähnlicher Form „aktiv“ behandelte Denkmale;
3. „die echten Technikmuseen unterschiedlichster Konzeption“ und
4. Museen, die künftig in den Rang technischer Denkmale erhoben werden können.

Wenn durch eine museale Nutzung ein Funktionswandel historischer Industrie-architektur stattgefunden hat, wie dies bei Objekten der Kategorie 3 geschehen ist, kann wiederum eine deutliche Unterscheidung danach vorgenommen werden, ob die bauliche Hülle des Museums eher den Charakter eines Rahmens für ein thematisch breit angelegtes Museum oder bereits den eines entscheidenden Exponates trägt.

Beispiele für die letztgenannte Nutzungsvariante bilden die Außenstellen des bereits erwähnten Westfälischen und des 1984 nach dessen Vorbild ins Leben gerufenen Rheinischen Industriemuseums. Ausgangspunkt für die Museums-tätigkeit ist die konkrete Betriebs- bzw. Standortgeschichte von Industrieen-sembles, deren in situ belassene Baulichkeiten und – soweit vorhanden – Teile des historischen Inventars den „Sammlungsgrundbestand“ der Museen bilden (Arbeit 1994, 37).³⁶ In jeweils einer Außenstelle – neben Dortmund auf westfäli-scher ist es Oberhausen auf rheinischer Seite – sind daneben die zentrale Ver-waltung sowie Werkstätten, Depots, Archiv und Bibliothek angesiedelt. Als Kri-terien für die Auswahl der Standorte galten die Berücksichtigung möglichst vie-

³⁶ Das Westfälische Museums-Netz (vgl. Industriemuseum o.J.) umfaßt an den Standorten Dortmund, Witten und Bochum drei für unterschiedliche Epochen typische Zechenan-lagen. Hinzu kommen ein Hüttenwerk in Hattingen, eine Ziegelei in Lage, eine Glashütte in Petershagen sowie die bereits eröffneten Außenstellen Schiffshebewerk Henrichenburg am Dortmund-Ems-Kanal und Bocholt mit dem Textilmuseum. Der letztgenannte Stand-ort fällt dabei insofern aus dem Rahmen des Gesamtkonzeptes, als in Bocholt, da keine geeigneten baulichen Zeugnisse der das Westmünsterland ehemals prägenden Textilin-dustrie zur Verfügung standen, der „Idealtypus“ eines solchen Fabrikkomplexes der Jahrhundertwende neu errichtet und mit Objekten aus verschiedenen stillgelegten Be-trieben ausgestattet wurde (ebd., 14 f.). Im rheinischen Pendant (vgl. Arbeit 1994) bildet die Textilindustrie mit den Standorten Ratingen, Engelskirchen und Euskirchen das Leitthema. Daneben werden eine Papier-mühle in Bergisch Gladbach und eine Zinkfabrik in Oberhausen museal ausgestaltet. Er-öffnet sind bereits ein Museum in der Oberhausener Arbeitersiedlung Eisenheim sowie eine kurz nach ihrem Ende als Produktionsbetrieb in öffentliche Trägerschaft übernom-mene Solinger Gesenkschmiede. Für das Jahr 1996 plant man die Teileröffnung der rheinischen Außenstellen Ratingen und Engelskirchen. An den übrigen westfälischen Standorten sind bereits für 1995 Teil-eröffnungen oder zumindest temporäre Ausstellungsaktivitäten oder Vorführungen vorge-sehen (vgl. Parent 1995).

ler Branchen und Regionen, die Abdeckung möglichst unterschiedlicher Zeiträu-me, die Eignung der Industriezweige für eine museale Darstellung und die Quali-tät der vorhandenen Fabrikarchitektur (vgl. Bönnighausen 1984, 182). Natür-lich könnten Defizite hinsichtlich der Standort- und Branchenauswahl beklagt werden, doch Bönnighausen verweist auf die Grenzen der Finanzierbarkeit sowie auf die gegenseitige Ergänzung der Industriemuseen beider Landesteile (vgl. ebd.). Freilich sollte nicht übersehen werden, daß auch „Zufälligkeiten“ eine Rolle spielen konnten, „die sowohl vom Zeitrahmen der Museumsentstehung, vom ‚Zufall‘ schon vorhandener örtlicher Initiative, vom ‚Überlieferungszufall‘ usw. bestimmt waren“ (Oligmüller 1991, 126). Darüber hinaus hält man es langfri-stig für möglich, weitere Außenstellen zu integrieren, ebenso wie anfänglich als Museumsstandorte vorgesehene Anlagen aus dem Konzept ausgeschieden sind (vgl. Arbeit 1994, 5).

Als Schauplatz der Museumsarbeit nennt der Titel einer Broschüre über das Rheinische Industriemuseum den „Tatort Fabrik“. „Fabrik‘ bedeutet in diesem Zusammenhang ‚Arbeitsplatz‘ und ‚Arbeitsleben‘. Sie werden in bezug gesetzt zu den Wohnbedingungen der Belegschaft, zu ihren Freizeitmöglichkeiten, zur ‚Kultur‘ der Region und den zeitgenössischen politischen Koordinaten“ (Bönnig-hausen 1984, 181). Die Industrieensembles sollen den Besuchern also keines-wegs nur als begehbbare Denkmale präsentiert, sondern um Ausstellungsein-heiten und natürlich auch um museumstechnische Infrastruktur ergänzt wer-den. Dabei versucht man, im wesentlichen der Eigenlogik der Gebäudekomplexe zu folgen, d.h. mit den Ausstellungsthemen an die ursprüngliche Funktionsbe-stimmung der Räumlichkeiten anzuknüpfen. Soweit es technisch möglich und konservatorisch vertretbar ist, sollen an einzelnen Standorten auch Schaupt-roduktionen aufgenommen werden. Zwar handelt es sich also um In-situ-Museen, doch die Aussage, es würden „Werksanlagen unter die Glasglocke“ gestellt und so erhalten, „wie sie gerade sind“ (Sembach/[Thorn-Prikker] 1989, 23), basiert auf einem Mißverständnis des Konzeptes.

Konflikte zwischen dem Ideal der denkmalpflegerischen Erhaltung und den Er-fordernissen musealer Präsentation sind, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Sicherheit der Besucher bei Arbeitsvorführungen, bisweilen unausweichlich: „Für ein Museum gelten die Bedingungen der Öffentlichkeit, der Attraktivität, der pädagogischen Darstellung und anderes mehr. Diese Ziele sind zumeist nur mit Änderungen, Umbauten und Zutaten zur denkmalgeschützten Substanz zu

erreichen“ (Höhmann 1992, 59). Gleichwohl strebt man bei der denkmalpflegerischen Erhaltung und Rekonstruktion der einzelnen Außenstellen „die größtmögliche Authentizität, die größtmögliche Annäherung an den Zustand, als hier noch produziert wurde“, an (Bönnighausen 1984, 182 f.). Dies kann zum einen bedeuten, daß bei erst kürzlich erfolgter Stilllegung oder annähernd komplett überkommener Ausstattung der status quo saniert wird, wofür etwa die Tuchfabrik Müller in Euskirchen als Beispiel steht (vgl. Oligmüller 1991, 139 ff.); bei zwischenzeitlich vorgenommenen starken Eingriffen kann zum anderen aber auch die „Wiedergewinnung des Denkmals“ auf einer früheren Zeitstufe verfolgt werden, wie dies z.B. in Dortmund durch Rückbauten und Ergänzungen am Komplex der Zeche Zollern II/IV geschieht (vgl. Parent 1990, 256 f.).³⁷

Umfangreiche Bau- bzw. Restaurierungsarbeiten sowie jeweils intensive Grundlagenforschung mit der Entwicklung von speziell auf die Situation am betreffenden Schauplatz abgestimmten Museumskonzepten haben zu langen und unterschiedlichen Vorlaufzeiten geführt; bis zur Eröffnung auch der letzten Außenstelle und der vollständigen Ausgestaltung bereits teileröffneter Standorte dürfen noch einige Jahre vergehen.

Die museale Umnutzung von Industriedenkmalen ist mit bisweilen pathetischen Formulierungen bedacht worden: Otfried Wagenbreth sprach vom „Fluidum der Produktionsstätte“, das für die Besucher spürbar werde (Wagenbreth 1977, 169), für Schirmbeck war es die „Aura des Industriezeitalters“ (Schirmbeck 1989, 237). Das Schlüsselwort in diesem Zusammenhang lautet fraglos „Authentizität“. Es dürfte in jeder Veröffentlichung des Rheinischen und Westfälischen Industriemuseums mindestens einmal zu finden sein und wurde auch hier bereits zitiert. Allerdings ist man sich der Grenzen der Museumstätigkeit „am authentischen Ort“ sehr wohl bewußt: „Eine restaurierte Zeche kann niemals die realistische Arbeitswelt widerspiegeln. Schmutz, Lärm und Schweiß sind mit musealen Mitteln kaum glaubwürdig zu rekonstruieren“ (Bönnighausen 1984, 183). Auch an Standorten mit vergleichsweise vollständig erhaltenem Inventar lautet der Anspruch vielmehr, den Funktionswandel der Fabrik zum Museum kenntlich zu machen, ohne daß damit der Charakter der historischen Anlagen verlorengeht. Das Gesamtausbaukonzept für die Außenstelle Solingen etwa, in der im Stadium der Teileröffnung Arbeitsvorführungen im Mittelpunkt

³⁷ Höhmann verweist hier jedoch auf die strenge denkmalpflegerische Auffassung, derzufolge ein auf das Zechengelände transloziertes fremdes Fördergerüst, welches das lange vor der Sicherung der Gebäude abgerissene ursprüngliche ersetzt, zunächst nicht unter Schutz steht (Höhmann 1992, 59, f.).

standen, sieht durchaus vor, „daß der Authentizitäts-Illusion der Besucher mit baulichen Signalen begegnet wird“ (Putsch 1992, 59). Gedacht ist dabei u.a. an Windfänge, einen Aufzug sowie die Ergänzung der Fabrikantenvilla um den Anbau einer modernen Cafeteria (ebd.).

Dennoch glaubt Schleper gerade auch an den In-situ-Industriemuseen einen Trend zum „Charme des Ganzheitlich-Konkreten, zu hautnahen Kontakten und handgreiflicher Faszination“ festmachen zu können, der der Aussagekraft der Museen keineswegs nur förderlich sei (Schleper 1989, 76). Zwar setzte Bönnighausen gerade auf die „Faszination durch das Objekt“, die „anregen [soll] zu einer intensiveren Beschäftigung mit seinem gesellschaftlichen Umfeld“, doch auch er hielt von vornherein „die Inszenierung von möglichst spannungsreichen Ensembles“ mit durchaus provozierendem Charakter für notwendig, damit sich Informationen über technik-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge gegenüber der von Architektur und Technik des Schauplatzes ausgehenden Faszinationskraft würden behaupten können (Bönnighausen 1984, 183). Noch ist keine Außenstelle so vollständig ausgestaltet, daß hier eine abschließende Beurteilung möglich wäre; gleichwohl werden in Kapitel 5 die verschiedenen Dimensionen realer oder vermeintlicher Authentizität noch ausführlicher problematisiert werden.

Ein Aspekt von Authentizität betrifft zweifellos die Lage museal genutzter Industrieanlagen in ihrer jeweiligen Umgebung. Das Hamburger Museum der Arbeit hat sich lange und schließlich erfolgreich gegen die vom Senat der Hansestadt favorisierten Pläne für einen Umzug an den innerstädtischen Hafenrand gewehrt. Auch wenn im MdA die Betriebsgeschichte des ursprünglich in seinen Gebäuden ansässigen Unternehmens nicht im Mittelpunkt steht, wollte man doch den „Bezug zu einem traditionellen Arbeiterquartier“, in diesem Fall Hamburg-Barmbek, nicht verlieren (Krankenhagen 1987, 40). Für die Besucher sollen die vielfältigen Einbindungen einer Fabrik in die Stadtlandschaft ersichtlich bleiben; zudem bietet ihnen ein breites Angebot an historischen Stadtrundgängen unter Führung von Museumsmitarbeitern die Möglichkeit, solche Eindrücke zu vertiefen und auch Stadtbildveränderungen deutlicher wahrzunehmen (vgl. ebd., 40 f.). Eine solche „Urbanisierung“ der Museumsarbeit, die andernorts, wo z.B. Bachläufe als Energielieferanten genutzt wurden, auch „Verlandschaftung“ bedeuten kann, wird in unterschiedlichen Formen, sei es als geführter Rundgang, als ausgewiesener Lehrpfad oder angeleitet durch entsprechende Pu-

blikationen, von einer Vielzahl der neuen Industriemuseen praktiziert (Schleper 1989, 76 f.).

Natürlich ist auch für jene Museen, die zwar in Industriedenkmalen angesiedelt sind, sich dort aber nicht vornehmlich der Standortgeschichte widmen, die Denkmalpflege von Bedeutung. Ihre Aufgabe besteht hier jedoch eher darin, „großzügige und atmosphärisch stimmige Räumlichkeiten“ zu schaffen, bei denen der Verlust angestammten Interieurs weniger ins Gewicht fällt und die durchaus auch moderne Ergänzungen in größerem Umfang aufweisen können (Parent 1990, 256). So wurde und wird noch auf dem Gelände der „New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie“ für das Hamburger Museum der Arbeit verfahren, ebenso im Umfeld des Anhalter Bahnhof für das Berliner Museum für Verkehr und Technik oder in der ehemaligen Schraubenfabrik „Tafelwerk“ für das Nürnberger Museum Industriekultur. Gerade das Nürnberger Beispiel zeigt, wie eine inhaltliche und gestalterische Konzeption die räumlichen Gegebenheiten zur Wirkungssteigerung aufgreifen kann: Die dreischiffige Architektur der Fabrikhalle, deren mittlerer Bereich noch dazu durch Oberlichter erhellt wird, unterstützt eine in die Themenbereiche Arbeit, Öffentlichkeit und privates Leben gegliederte Darstellung von Industriekultur auf hervorragende Weise (vgl. Thorn-Prikker 1989, 17 f.).

Die Besonderheit des Essener Ruhrlandmuseums liegt darin, daß es sich mit dem Kunstmuseum Folkwang in einem 1983 gemeinsam bezogenen Neubau befindet. Bei der im Ruhrlandmuseum vorgenommenen inhaltlichen Schwerpunktsetzung auf regionale Sozialgeschichte, von der im übrigen die SPD-Landesregierung ihre finanzielle Beteiligung am Bau dieses Museumszentrums abhängig gemacht hatte, handelt es sich für Ulrich Borsdorf um einen „Akt sozialer Gerechtigkeit“, da nun besonders augenfällig

„das Leben auch derer als Kulturleistung begriffen wird, die man jahrhundertlang nicht sehen konnte. Polemisch formuliert, könnte man sagen: die Menschen, denen wir uns hier in der Sozialgeschichte widmen, haben an den Rohstoffen dieser Region die Gewinne erarbeitet, die eben andere als Mäzene in die Kunst stecken konnten“ (Borsdorf 1987, 64).

Überlegungen, „ob für das Ruhrlandmuseum nicht ein authentischer Schauplatz der bessere Standort wäre“, sind von Borsdorfs Mitarbeitern mit Blick auf den als anregend empfundenen Wettbewerb zweier Kulturbegriffe immer wieder verworfen worden (ebd.).

Die Ausführung des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim als kompletter Neubau hatte sowohl stadtplanerische als auch arbeitsmarktpolitische Gründe (vgl. Vorstellung 1987, 57), dürfte nicht zuletzt aber auch das Ziel einer repräsentativen Selbstdarstellung des wirtschaftsstarken deutschen Südwestens verfolgen. Am Anfang des Projektes stand der von seiner Architektin als „Technikskulptur“ begriffene Bauentwurf und nicht etwa das Museumskonzept (vgl. Kallinich 1990, 198 f.). Zwar nimmt die inhaltliche Konzeption prägende Gestaltungsmerkmale des Baus – schräge Rampen und waagerechte Brücken, die die einzelnen Stockwerke miteinander verbinden – auf, um die Besucher in Form einer Raum-Zeit-Spirale an Orte und durch Phasen der industriellen Entwicklung Südwestdeutschlands zu führen, doch weder sind Architektur und Ausstellungsgestaltung eine wirkliche Verbindung eingegangen, noch genügt der Bau in allen Bereichen den Anforderungen der praktischen Museumsarbeit. „Die Würde der Architektur wurde zur Bürde für die Nutzer“ lautet denn auch ein beinahe sarkastisches Fazit (ebd., 199).

Aufgrund solcher Erfahrungen relativieren sich die potentiellen Vorzüge von Museumsneubauten. So ist Wagenbreth durchaus zuzustimmen, der die möglichen Nachteile einer musealen Nutzung Technischer Denkmale, die in Form von infrastrukturellen Unzulänglichkeiten auftreten könnten, durch die Vorteile mehr als aufgewogen sah: diese lägen in einer gegenseitigen Steigerung von Denkmal und Museum in ihrer historischen Aussage und Ergänzung in ihrer emotionalen Wirkung (Wagenbreth 1977, 173). Eine Wirkung, die, dies gilt es hinzuzufügen, bei der Wahl der musealen Mittel freilich zu berücksichtigen ist. Wagenbreths Aufsatz zur Umnutzungsproblematik endete mit der folgenden grundsätzlichen Empfehlung:

„Konzeptionell ist der Neubau technischer Museen so lange nicht zu vertreten, wie technische Denkmale in ihrem Bestand gefährdet sind. Die (begrenzt!) verfügbaren Mittel und Kapazitäten sollten besonders der Sicherung und gesellschaftlichen Erschließung der erhaltenen originalen Produktionsstätten dienen. Deshalb hat die museale Nutzung historisch wertvoller Produktionsanlagen den Vorrang gegenüber Museumsneubauten“ (ebd., 174).

Diese auf die Verhältnisse in der DDR bezogene Aussage behält meiner Ansicht nach ganz generell ihre Gültigkeit. Allerdings dürften industriegeschichtliche Museumsneubauten auf absehbare Zeit ohnehin nicht mehr realisierbar sein, und letztlich sind die beiden Neubauten unter den neuen Industriemuseen der

alten Bundesrepublik auch nur jene Ausnahmen geblieben, die die Regel bestätigen.

Es mag überraschen und zeigt zugleich die Kritikwürdigkeit von Aspekten des Modells LTA, mit welcher Deutlichkeit Rainer Wirtz als dessen zeitweiliger technischer Leiter von den Museen gefordert hat, zu verhindern, daß erhaltenswerte Industrieensembles auseinandergerissen werden: Es sei „im Grunde die schlechteste Lösung“, wenn Teile von Maschinenausstattungen in Museen überführt würden und es dann zu einer völlig neuen Nutzung der Gebäude oder sogar, unter Hinweis auf die Musealisierung jener Einzelteile, zum Abriß käme; stattdessen sollten sich die Museen „einig sein über Bewahren in situ“ (Wirtz 1988, 137). Gerade ein mit großem Aufwand neu errichtetes industriegeschichtliches Zentralmuseum wie das LTA³⁸ läuft meiner Ansicht nach jedoch Gefahr – von seinen Mitarbeitern natürlich ungewollt –, als Alibi für eine Vernachlässigung der Industriedenkmalpflege in seinem Einzugsgebiet erhalten zu müssen. Wirtz hat denn auch ein gespanntes Verhältnis zwischen Institutionen der Denkmalpflege in Baden-Württemberg und dem LTA eingeräumt, zu dessen Entspannung sich LTA-Mitarbeiter jedoch mit der Übernahme industriedenkmalpflegerischer Gutachtertätigkeit beizutragen bemühten.³⁹

Aufgrund der besonderen Architektur hält es Höhmann für möglich, daß das LTA in Zukunft seinerseits Denkmalwert, wenn auch nicht als genuin technisches Denkmal, beanspruchen könnte (vgl. Höhmann 1992, 61). Aber auch industriegeschichtliche Museen mit translozierten Gebäuden könnten einst in ihrer Gesamtheit als Denkmale angesehen werden. Zwar nennt Höhmann diesbezüglich Beispiele aus Großbritannien (ebd., 60), doch würden für eine solche Bewertung – und damit für die Einordnung in Kategorie 4 seiner eingangs zitierten Aufstellung – dann auch die Dortmunder Zeche Zollern oder sogar das historische Architektur und Ausstattung ‚nachempfundene‘ Bocholter Textilmuseum in Betracht kommen. Bei aller Originalität erscheint dieser Gedanke letztlich nur logisch, denn natürlich legen ebenso wie z.B. das Deutsche Museum, dem ja bereits ein Wert als ‚Museum seiner selbst‘ zugemessen wurde, auch die neuen Industriemuseen über zeittypische Einstellungen zur industriellen Entwicklung Zeugnis ab.

38 Mit ca. 8.000 qm Ausstellungs- und Wegfläche umfaßt das LTA immerhin etwa ein Sechstel der Größe des Deutschen Museums; seine Gesamtkosten beliefen sich auf rund 150 Mio. DM.

39 So Rainer Wirtz auf Nachfrage im Rahmen eines Vortrages am Seminar für Volkskunde der Universität Göttingen am 7. Juni 1991.

3.4.3. Betroffene und Beteiligte

Der Aufbau der neuen Industriemuseen erfolgt unter der Prämisse der inhaltlichen Öffnung des Museumswesens. Bestandteil der meisten Museumskonzeptionen ist jedoch nicht nur, dem Publikum etwas *über* das Leben der ‚breiten Mehrheit der Bevölkerung‘ zu vermitteln, sondern auch, die *Perspektive* von Betroffenen einfließen zu lassen – ein Anspruch, der nur durch das Einbeziehen von Zeitzeugen in den Forschungsprozeß und die praktische Museumsarbeit wird eingelöst werden können.

In den Forschungs- und Sammlungskonzeptionen des Rheinischen Industriemuseums ist betont worden, daß zur „Erforschung der Quellenlage in den einzelnen Firmen- und Gewerkschaftsarchiven [...] gleichbedeutend die Feldforschung und Befragung der Erlebnisgeneration aus den jeweiligen Betrieben“ hinzuzutreten hat (Biermann 1984, 45). Auch für den Sammlungsaufbau sind entsprechende Kontakte von entscheidender Bedeutung: Sachzeugen des Arbeits- und Alltagslebens sind, wenn sie überhaupt erhalten blieben, nicht unbedingt auf dem Antiquitätenmarkt zu finden, so daß es oft nur über persönliche Beziehungen möglich ist, solche Stücke aufzuspüren und sie unter Klärung ihrer Gebrauchsgeschichte für die Museen zu sichern (vgl. Bönnighausen 1988, 140 f.; Parent 1990, 249).

Besonderes Augenmerk gilt dabei dem „Sammeln im Zusammenhang“, was im Idealfall entweder die Übernahme eines kompletten persönlichen Nachlasses oder einer Arbeitsplatzeinrichtung bedeuten kann (Haist 1993a, 238). Bezogen auf die Translozierung der kompletten Ausstattung einer Anstecknadelfabrik aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ins Hamburger Museum der Arbeit hat Karin Haist einen Erfahrungsbericht über die „persönliche Spurensicherung‘ jenseits formal-technischer Objektbestimmung“ geliefert (ebd., 239). Durch ausführliche inventarisationsbegleitende Interviews mit einem ehemaligen Stahlgraveur des Betriebes konnten Informationen gewonnen werden, die weit über die bloße Definition der Objekte oder deren direkte Funktionsbeschreibung hinausreichten und auch Begleiterscheinungen des Objektgebrauchs sowie die Symbolik von Objekten für übergeordnete Verhältnisse oder persönliche Erfahrungen erschlossen (vgl. ebd., 243 f.).

Beispiele aus dem *Deutschen Salzmuseum / Industriedenkmal Saline Lüneburg* zeigen, wie solche Aussagen punktuell auch mit vergleichsweise wenig Aufwand

in Ausstellungen vermittelt werden können: Kurze Interviewauszüge in schriftlicher Form, etwa über die harten Arbeitsbedingungen beim Reinigen der Siedepfannen von Pfannenstein, sind mit Porträts der Befragten zu Text-Bild-Tafeln kombiniert worden und bilden so sinnvolle Ergänzungen zu Exponaten und weiteren Textinformationen.

In verschiedenen Abteilungen des Mda ist geplant, Besuchern die Möglichkeit zu geben, aufgezeichnete Interviews über audio-visuelle Medien abzurufen. An dem Teilensemble der Anstecknadelfabrik Wild, für das nur eine teilweise und „bewußt künstlich[e]“ Rekonstruktion vorgesehen ist (Museum der Arbeit 1993, 27), sollen in der späteren Dauerausstellung „wesentliche Dimensionen der Arbeit [...] wie Hierarchie, Geschlechterverhältnisse, Gefährdung durch Arbeitsstoffe usw.“ aufgezeigt werden (Bönig 1992, 3). Dabei gibt Haist zu bedenken, daß die Berufstätigkeit vom Inhaber des ins Museum übernommenen Arbeitsplatzes natürlich nur als eine Facette seiner Lebenserfahrung gewertet wird, und daß Aktivitäten, denen er bisweilen einen höheren Stellenwert beimaß, ebenfalls in einer Ausstellung gewürdigt werden müßten, wenn man in dieser den Subjektbezug mit aller Konsequenz herzustellen beabsichtigte (vgl. Haist 1993a, 245 f.).

Die intensivsten Begegnungen mit Biographien im Museum können sicher erst durch lebensgeschichtliche Ausstellungen ermöglicht werden. Unter dem Titel „Ich habe keinen Traumjob gehabt.“ Karl Sauer – Annäherungen an das Leben eines Buchdruckers“ wurde diese Methode bereits 1988/89 vom Mda mit dem Ziel erprobt, „das Einmalige des Lebensweges Karl Sauers aufzuspüren und mit allgemeinen, für viele seiner Berufskollegen ähnlichen Lebensbedingungen und Erfahrungen in Beziehung zu setzen“ (Traumjob [1988]).

Die „zentrale Berücksichtigung subjektbezogener Geschichte“ war seit jeher auch ein organisatorisches Kennzeichen des aus SPD- und Gewerkschaftskreisen initiierten Hamburger Museums der Arbeit (Krankenhagen 1987, 37); seine Mitarbeiter haben die dabei gesammelten Erfahrungen in ihren Publikationen häufig zum Thema gemacht. Als spezifisch für die Anfänge der Museumsarbeit galten themenorientierte Arbeitskreise, die von festen Museumsangestellten, jüngeren, zumeist arbeitslosen Wissenschaftlern sowie Zeitzeugen bzw. Betroffenen gebildet wurden. Für diese letztgenannten „Männer und Frauen, die aus ihrer Lebenserfahrung zum jeweiligen Thema etwas aussagen können“, sollte sich die Bezeichnung „Praxisexperten“ einbürgern (ebd.). Sie waren nicht nur aufgrund ihrer Erfahrungen, Fachkenntnisse, Fertigkeiten und Kontakte für das

Museum von unschätzbarem Wert, sondern man erhoffte sich von ihnen auch, da sie in der Regel aus der gleichen sozialen Schicht wie das anvisierte Publikum stammten, daß sie dessen Erwartungen und Sichtweisen in den Museumsaufbau einbringen würden (vgl. Schneider 1988, 20).

In den Arbeitskreisen wurden u.a. kleinere Ausstellungseinheiten und Arbeitsvorführungen für die ersten Aktionstage des Museumsvereins geplant und realisiert. Dabei zeigte sich, daß, wie Ursula Schneider, Museumspädagogin am Mda, formulierte, die Praxisexperten „eigene und eigenwillige Aktivitäten [entwickeln], die oft querliegen zu den Vorstellungen von Museumsmitarbeitern“ (Schneider 1991, 65). Spannungen entstanden dann, wenn sich im Verständnis von Praxisexperten die Aufgabe des Museums in der Präsentation der von ihnen mit großer Sorgfalt instandgesetzten Maschinen oder zusammengestellten Einrichtungsensembles erschöpfen sollte, die ‚Ausstellungsexperten‘ aber Brüche und Irritationen in die Rekonstruktionen einplanen wollten, um eine lediglich nostalgische Wahrnehmung durch die Besucher zu verhindern (vgl. Krankenhagen 1987, 38 f.). Zur Erklärung dieser unterschiedlichen Ansprüche und Bedürfnisse hat Schneider auf eine Episode im Zusammenhang mit der 1982 veranstalteten Hamburger Arbeiterkultur-Ausstellung „Vorwärts – und nicht vergessen“ verwiesen. Aus Unzufriedenheit mit der Ausstellungseinheit zum Thema Wohnkultur, die mit den Mitteln der Gegenüberstellung, Reduktion, Typisierung und Pointierung arbeitete und z.T. bewußt irritierend gestaltet war, hatte eine Besuchergruppe von Frauen aus Hannover-Linden den Entschluß gefaßt, im örtlichen Freizeitheim selbst eine Arbeiterwohnküche der 20er bis 30er Jahre einzurichten, „um zu zeigen, wie Arbeiter wirklich wohnten“ (Schneider 1991, 66). Das schließlich in Hannover ausgestellte und Schulklassen und anderen Gruppen durch Führungen zugänglich gemachte Küchenensemble präsentierte sich beinahe überladen sowie mit einer Ausstattung, die auch einige Exponate aus jüngerer Zeit umfaßte und teilweise im Widerspruch zur ergänzend angebrachten Betextung stand.

„Das selbstbewußte Vorzeigen von Alltagsgegenständen, mit denen sich, wie der Text sagt, Geschichten verknüpfen, ‚Geschichten aus einer längst vergessenen Zeit angesichts der heutigen Technik im Haushalt‘, dieses Präsentieren einer Geschichte, die bisher – d.h. hier 1982 – kaum als ausstellungswürdig galt, scheint wichtiger zu sein als historische Genauigkeit und Stimmigkeit zwischen Text und Ausstellung“ (ebd., 68).

Und erst recht scheint dieses Präsentieren als Ausdruck neu entgegengebrachter bzw. selbst erstrittener Wertschätzung wichtiger (gewesen) zu sein als ein

schnelles Problematisieren durch wissenschaftliches Museumspersonal. Somit hat nach Ansicht Schneiders gerade jenes von der hannoverschen Frauengruppe zusammengestellte Küchenensemble zum Ausdruck gebracht, „was Alltagsgeschichte als Demokratisierung von Geschichte Anfang der 80er Jahre für die, um deren Vergangenheit es ging, bedeutete“ (ebd., 68).

Dennoch plädiert sie vehement dafür, es nicht bei Ausstellungen zu belassen, die die weitgehende Rekonstruktion eines „So wie es war“ zum Ziel haben. Zwar sei diese Ausstellungsform für Macher und Rezipienten „bequem“, doch das Gefühl „man wäre ganz nah dran an der Vergangenheit“ sei trügerisch (Schneider 1987, 222). Es würden gerade jene Ebenen von Realität nicht erschlossen,

„die den Arbeits- und Lebensalltag von Menschen entscheidend prägten, aber dort nicht gegenständlich greifbar sind: die Strategien der Durchsetzung neuer Technologien und deren soziale und ökologischen Folgen beispielsweise oder staatliche Eingriffe wie Ver- und Entsorgungsmaßnahmen (Wasser, Elektrizität) und ihre individuellen und gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen. Diese ‚strukturelle Realität‘ in Ausstellungen sichtbar zu machen, ist weitaus schwieriger (für die Macher und die Rezipienten) als die detailgetreue Nachbildung von Werkstätten und Wohnungen“ (Schneider 1988, 23 f.).

Auch wenn erste Versuche mit „Bildstörungen“, wie Schneider eingeräumt hat, „nur von ganz wenigen Besuchern in unserem Sinne verstanden [werden]“ (Schneider 1987, 224), müsse doch weiter mit neuen Gestaltungsmitteln experimentiert werden. Subjektive Erfahrungen von Besuchern und Praxisexperten sollten in inhaltlichen und räumlichen Zusammenhängen verortet werden, die dann „möglicherweise ein neues Licht auf die eigene Geschichte werfen“ (Schneider 1991, 75). Blicke man beim „So wie es war“, würde Alltagsgeschichte im Museum in Gefahr laufen, „zur beliebig nutzbaren Folie für die Gegenwart [zu] verkommen“ (ebd., 74).

In ihre Kritik bezog Schneider auch die an den ersten Aktionstagen des MdA angebotenen Arbeitsvorführungen und Anleitungen zur Selbstbetätigung für Besucher ein. Zwar würden auf diese Weise Eindrücke von den jeweils erforderlichen Fertigkeiten vermittelt werden, doch hebe auch das tätige Nachvollziehen die historische Distanz keineswegs auf, sondern täusche vielmehr über sie hinweg. Auch bei diesen Vermittlungsformen müßten immer auch deren Grenzen thematisiert und weitere Informationsmöglichkeiten angeboten werden, damit aus punktuellen Erfahrungen Erkenntnisse wachsen könnten (vgl. Schneider 1988, 22).

Hinter den Überlegungen Schneiders steht die ganz grundsätzliche Frage, wie ein Museum, das immer dann von Besuchern und Medien als besonders attraktiv wahrgenommen wird, wenn es Erlebnisraum-Charakter annimmt, seinen aufklärerischen Anspruch bewahren kann (vgl. ebd.). Daß die personale Vermittlung durch Praxisexperten dabei nach wie vor eine entscheidende Rolle spielen kann, ist freilich unbestritten. Der Museumspädagoge Till Schröder verdeutlicht dies mit Bezug auf die sog. arbeitenden Werkstätten im Museumsschwerpunkt ‚Graphisches Gewerbe‘, in denen während des weiteren Ausbaus des MdA Besucher nicht nur von Praxisexperten, sondern auch von studentischen Honorarkräften betreut wurden:

„Was Studenten machen können, läuft leicht so in den kunstgewerblichen Bereich hinein, und das ist eigentlich das, was wir hier mit den Druckwerkstätten tunlichst vermeiden wollen. Es geht uns doch mehr um die Entwicklung und Veränderungen von Arbeitsbedingungen und den Untergang von Berufsgruppen und das Entstehen neuer Berufsgruppen in einem bestimmten Bereich, und das muß man eigentlich selbst erfahren haben, um es vermitteln zu können“ (Schröder 08.07.1992).⁴⁰

Die in der Regel weiterhin ehrenamtlich tätigen Praxisexperten können auf langjährige Berufserfahrungen zurückblicken, die sie z.T. an den ins Museum übernommenen Arbeitsplätzen – es handelt sich dabei um eine Hand- und eine Maschinensetzerei, eine Druckerei und eine Buchbinderwerkstatt – gesammelt haben. Mit ihrer maßgeblichen Beteiligung wurden ein Kursprogramm für interessierte Laien sowie einmal wöchentlich die „Offene Werkstatt“ angeboten. Wie von Praxisexperten ihre auch museumspädagogisch definierten neuen Rollen angenommen und ausgefüllt werden, ist in Kapitel 4. Gegenstand ausführlicher Betrachtung.

Neben dem AK Frauenarbeit hatte der AK Graphisches Gewerbe als einziger branchenorientierter Arbeitskreis dauerhaften Bestand. „Schriftgießer, Setzer, Drucker und Buchbinder können so einigen Einfluß nehmen auf die konkrete Museumsplanung, die Sammlung von Objekten und den Umgang damit – so nachhaltig, daß von wissenschaftlicher Seite bereits der Warnruf ertönt, man wolle hier kein Druckmuseum einrichten“ (Schröder 1993a, 18). Daß der ursprüngliche Plan, in den Arbeitskreisen die jeweiligen Teilbereiche der gesamten Museumskonzeption erarbeiten zu lassen, aufgegeben werden mußte, hatte

⁴⁰ Interview mit Till Schröder im Museum der Arbeit, Hamburg, am 8. Juli 1992.

mehrere Gründe. Die Unlust einiger Praxisexperten zu langwierigen Konzeptdiskussionen, welche für andere, die sich darauf einließen, wiederum den Umfang zumutbarer ehrenamtlicher Arbeit überschritten hätten, gehörte ebenso dazu wie die Tatsache, daß kein verbindlicher Verwaltungsrahmen für die Einbindung solcher Mitbestimmungsformen in die staatliche Institution Museum gefunden werden konnte (vgl. Schneider 1988, 20). Zudem erwies sich die vorwiegende Einteilung der Arbeitskreise nach Branchen aufgrund der unvermeidlichen inhaltlichen Wiederholungen als ungeeignetes Gliederungskonzept für eine spätere Dauerausstellung. So wird es in Zukunft – und damit nähert sich das MdA der in anderen Industriemuseen geübten Praxis an – bei der Einbeziehung von Zeitzeugen und Praxisexperten in klar umrissene Museumsprojekte, wie z.B. die erwähnte Übernahme einer Fabrikausstattung, bleiben.

Ungeachtet der inhaltlichen Seite der Zusammenarbeit von Praxis- und Ausstellungsexperten stellt sich die grundsätzliche Frage, in welchem Umfang unbezahlte Arbeit vertretbar bzw. in Anspruch zu nehmen ist, wenn es andererseits darum gehen muß, berechnete Forderungen gegenüber den öffentlichen Museumsträgern nach materieller Absicherung und Schaffung weiterer fester Stellen vorzubringen. „Ehrenamtliche Arbeit“, so ein gemeinsames Statement ehren- und hauptamtlicher MdA-Mitarbeiter, „wird die Ausstellungen besser, nicht billiger machen“ (MdA-Jahresbericht 1985/86; zit. n. Geschichtsfest 1988, 29).

Nicht zu unterschätzen ist meiner Ansicht nach die soziale Komponente ehrenamtlicher Arbeit, die immer auch ein Stück persönliche Befriedigung verschafft. Mögliche „Lebenshilfe“ durch die neuen Industriemuseen, eine Leistung, die Parent abstrakt auf die Thematisierung von Zukunftsfragen bezieht (Parent 1990, 254), kann somit in Einzelfällen ganz konkret als beinahe reale Kompensation verlorener Aufgaben und Verantwortung wirksam werden. Besonders deutlich und zugleich in aller Fragwürdigkeit zeigt dies ein Blick nach Ostdeutschland, wo aufgrund der nach der Wende vollzogenen Deindustrialisierungsprozesse innerhalb kurzer Zeit eine große Zahl von Menschen durch Arbeitslosigkeit oder Vorruhestand unfreiwillig in die Rolle potentieller Praxisexperten gedrängt worden ist. Vertreter des Industriemuseums Chemnitz haben betont, daß die Mitarbeit in den Museumsprojekten von Einzelnen durchaus als Möglichkeit gesehen wird, ein Stück Hoffnung und Selbstbestätigung zurückzuerlangen. Verzichtete das Museum auf die Bereitschaft etwa zu fachkundigen Translozierungsarbeiten durch Menschen, die bis vor kurzem noch regulär an den betreffenden Maschi-

nen tätig waren, so würde es nicht nur sich selbst einen schlechten Dienst erweisen, sondern es würde die Gefühle jener, die den Wunsch haben, gebraucht zu werden, neuerlich verletzen (vgl. Diskussion 1993, 39).

Andererseits kann ein Industriemuseum in einem stillgelegten Betrieb auch Unbehagen bei ehemals dort Beschäftigten wecken, indem es unliebsame Erinnerungen aus dem Arbeitsleben wachhält und zugleich immer wieder aufs neue die Endgültigkeit der Betriebsschließung vor Augen führt; der neue Publikumsverkehr kann zudem als Belastung für das Wohnumfeld empfunden werden (vgl. Parent 1990, 260). Um möglicher Ablehnung zu begegnen, darf das Museum nach Auffassung Parents nicht nur überregionale Attraktivität anstreben, sondern muß auch Verbindungen zur örtlichen Stadtteilkultur knüpfen und z.B. seine Räumlichkeiten für lokale Veranstaltungen und Feiern öffnen (vgl. ebd.). Gerade auch die langen Vorlaufzeiten industriegeschichtlicher Museumsneugründungen sollten die Gewähr dafür bieten, ehemalige Belegschaften sowie die umwohnende Bevölkerung auf verschiedenste Weise am Prozeß des Museumsaufbaus teilhaben zu lassen.

3.4.4. Inszenatorische Formen der Ausstellungsgestaltung

Für die Präsentationsformen der neuen Industriemuseen sind sowohl das gerade in traditionellen Technikmuseen vorherrschende reihende Ausstellungsprinzip als auch die von der Didaktisierungswelle der 70er Jahre geprägte Verschriftlichung von Ausstellungen verworfen worden. Um den Museumsbesuchern den Zugang zu erleichtern und gleichzeitig das Interesse nicht auf „die Dinge *an sich*“, sondern auf „deren Funktion und Bedeutung in alltags- und sozialgeschichtlichen Zusammenhängen“ zu lenken, setzte sich eine Präsentationsweise „in Ensembles und Bildern“ durch (Thesen 1987, 110; Hervorhebung im Original). Dieser Trend zu „inszenierte[n] Schauräume[n]“ ist seit den 80er Jahren ganz generell für das Museumswesen zu konstatieren (Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 5); die neuen Industriemuseen folgten dieser Entwicklung bzw. prägten sie ihrerseits mit. Solche Inszenierungen – weitgehend synonym werden daneben Begriffe wie Arrangements, Ensembles, Environments, Bild-Räume etc. verwendet – sind definiert worden als

„unterschiedlichste Ausprägungen intentionaler Konfigurationen von Schauobjekten [...], meist unter Hinzufügung nichtverbaler, sinnhafter

Komponenten zu den eigentlichen Exponaten, mit dem Ziel und Ergebnis einer komplexen Gesamtwirkung“ (ebd.).

Gerade hinsichtlich der „vielschichtigen, vernetzten Thematik Industriekultur“ gewinnt die Inszenierung als Darstellungsform besondere Bedeutung (Klein 1991, 160). Zur Unterscheidung von Inszenierungs-Typen haben Klein und Wüsthoff-Schäfer ein dreigliedriges Schema vorgestellt (Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 21 f.); es umfaßt

- a) den rekonstruktiven Typus, der aufgrund seiner engen Anlehnung an eine historische Vorlage am ehesten eine eindeutige Interpretation gewährleisten soll;
- b) den dekorativen Typus, der ästhetischen, atmosphärisch wirkenden Zwecken dient, sowie
- c) den symbolisierenden Typus, der, indem er sich des Zeichencharakters der Objekte bedient, eine komplexe Botschaft vermitteln oder Irritationen auslösen will.

Der letztgenannte Typ⁴¹ macht den „ambivalente[n] Grundcharakter von Inszenierungen“ besonders deutlich, lassen sich derartige Präsentationen doch nicht eindeutig erschließen (ebd., 16). Dies kann, wenn Denkanstöße oder Widersprüche provoziert werden sollen, durchaus den Intentionen der Inszenierenden entsprechen, aber auch dort, wo sie eine Decodierung in ihrem Sinn wünschen, ist keineswegs gewährleistet, daß das Vorwissen, die kulturelle Kompetenz oder auch nur die Aufmerksamkeit der Besucher dazu ausreicht (vgl. ebd., 22).

Den Risiken hinsichtlich der Evidenz inszenierter Bedeutungsebenen ist man, zumal bei der Gestaltung von Dauerausstellungen, vielfach mit der Beschränkung auf den Inszenierungstyp a) ausgewichen. Die anschauliche Rekonstruktion von Schauplätzen auch der industriellen Vergangenheit bedeutete in dieser Hinsicht zunächst einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Museumswesens, wobei die „authentische“ Arbeiterküche [...] zeitweilig geradezu als Pflichtaufgabe zeitgemäßer Museumsarbeit [galt]“ (Parent 1990, 249).⁴² Im

⁴¹ Natürlich handelt es sich jeweils um definitorische Idealtypen, in der Realität sind zu meist Mischformen anzutreffen (vgl. Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 22 u. 107).

⁴² Klein und Wüsthoff-Schäfer haben größere inszenatorische Experimentierfreude bei temporären Ausstellungen konstatiert (vgl. Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 6). Darstellungen der Industriegeschichte bilden hier keine Ausnahme, wie bereits das Beispiel der Wohnkultur-Inszenierung im Rahmen der Hamburger Arbeiterkultur-Ausstellung zeigte (vgl. 3.4.3.).

Zuge dieser inhaltlichen Öffnung der Museen wurde bald jedoch die Frage nach dem Sinn von Inszenierungen gestellt, die in Form reiner Nachbauten allenfalls Feststellungen herausfordern (vgl. Krankenhagen 1987, 51). Die Kontroversen um jenes ‚So wie es war‘, bei dem es die Ausstellungsexperten des Hamburger Museums der Arbeit nicht belassen wollen, sind in Kapitel 3.4.3. bereits angeklungen. „Eine Ausstellung ist keine Zeitmaschine“, stellte auch Helene Maimann fest, um dann die sicher oft intendierte Wirkung von Inszenierungen mit hohem Authentizitätsanspruch in Zweifel zu ziehen:

„Die Faszination des Besuchers liegt nicht darin, daß er sich über diese authentischen Objekte in die Situation des Arbeiters oder der Arbeiterfrau hineinversetzen könnte, sie liegt ganz woanders. Wir müssen uns fragen, welche Wünsche, Erinnerungen und Sehnsüchte, welche Trauer oder Nostalgie nach einer verlorengegangenen, scheinbar intakten Welt sich an derartigen ‚originalen‘ Inszenierungen festmachen. Vor zwanzig Jahren etwa wäre die Arbeiterküche oder Schusterwerkstatt in keiner Ausstellung zu finden gewesen – aber nicht nur deswegen, weil das damals kein Forschungsschwerpunkt war, sondern weil die Menschen damals noch ganz andere Fragen berührten: die Moderne erlebte ihren letzten Höhenflug, und das Publikum interessierte sich für die Weltraumküche und nicht für die Arbeiterküche aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Daß sich das Publikumsinteresse nun verstärkt mit tradierten, zum Teil überlebten Lebensformen auseinandersetzt, ist kein Anlaß, diese ungebrochen, mit dem Anspruch auf ‚Originalität‘ eben, auszustellen. Die Faszination, die erreicht wird, liegt oft hart neben jener der Exotik und des Romantizismus“ (Maimann 1987, 94 f.).

An Beispielen aus verschiedenen neuen Industriemuseen möchte ich im folgenden die Spannweite der Gestaltungskonzeptionen vorstellen, mit denen eine eindimensionale Wahrnehmung industrieller Vergangenheit verhindert werden soll.

Peter Schirmbeck hat sich hinsichtlich der Konzeption des Museums der Stadt Rüsselsheim von dem Grundsatz leiten lassen: „Die bloße Rekonstruktion im Museum (sei es ein Zimmer, eine Werkstatt, eine Fabrikhalle), bedeutet noch nicht, daß das Rekonstruierte in Wesen und Bedeutung begriffen wurde bzw. für den Besucher begreifbar ist“ (Schirmbeck 1982, 129). Das Ziel des Rüsselsheimer Museums besteht denn auch nicht nur darin, Vergangenheit „in ihrem chronologischen Verlauf abzubilden, sondern den Einstieg in ihre Strukturen zu ermöglichen“ (ebd., 124). Um dies zu erreichen, umfaßt die Ausstellung drei Ebenen: Zur chronologischen Abhandlung der Stadtgeschichte werden überregionale

Entwicklungen in Beziehung gesetzt und strukturelle Veränderungen in systematischen Ausstellungseinheiten verdeutlicht.

Auch Schauräume mit möglichst originalgetreu rekonstruierter Ausstattung gehören zu den Museumsangeboten. So läßt sich etwa der Wohnraum einer besergestellten Arbeiterfamilie aus der Zeit um 1910 mit dem Speisezimmer der Bürgermeisterfamilie aus dem Jahr 1901 vergleichen (vgl. ebd., 141). Doch die Inszenierung als Mittel zur Veranschaulichung von Örtlichkeiten wurde zum sog. „analytischen Environment“ weiterentwickelt; am Beispiel einer ausgestellten Wagnerwerkstatt können auf diese Weise „die strukturellen Unterschiede zwischen handwerklicher und maschineller Arbeit“ verdeutlicht werden (ebd., 128 f.).

Der Werkstattnachbau wurde in zwei Bereiche unterteilt, deren jeweilige Ausstattung durch die Besucher von einem mit Textinformationen versehenen Pult aus per Knopfdruck in Bewegung gesetzt werden kann. Während im einen Teil lebensgroße Figuren die Handwerksgeräte ‚mit Muskelkraft‘ antreiben und an ihnen ‚agieren‘, ist der andere Teil ‚menschlenleer‘, da nunmehr ein Elektromotor für den Antrieb einer Radmaschine sorgt, die auch die Werkzeugführung übernommen hat.

Das analytische Environment bietet für Schirmbeck „gleichzeitig den Reiz einer historischen Rekonstruktion sowie Wege und Motivation zur historischen Analyse“ (ebd., 128). Auch Schneider sieht in diesem Verfahren und seiner Weiterentwicklung durchaus eine von mehreren Möglichkeiten, Aspekte jener von ihr so bezeichneten strukturellen Realität sichtbar zu machen (vgl. Schneider 1988, 24).

Kritik wurde hingegen von Heinz Reif geäußert; der Aufbau-Direktor des Essener Ruhrlandmuseums wandte sich grundsätzlich gegen die Konzepte der „Reformmuseen der 70er Jahre“, zu denen er auch das Rüsselsheimer zählte (Reif 1983, 9). Mit der Präsentation ihrer „weitgehend geschlossenen, über gegenwärtige sozialgeschichtliche Wissensbestände konstruierten Bilder“ würden die Objekte in einen Erklärungszusammenhang gebracht, der „derart eng und eindeutig ist, daß so gut wie kein Raum bleibt, in den hier organisierten Lernprozeß lebensweltliche Erfahrungen des Besuchers einzubringen“ (ebd., 10). Museen dieser Art hätten zwar „die Ausstellungsinhalte, aber noch kaum die Lernprozesse demokratisiert“ (ebd.).

Anknüpfungspunkt für ein Lernen, wie es Reif vom Ruhrlandmuseum initiiert sehen möchte, ist die „Erfahrungs- und Bildkompetenz des Besuchers“ (ebd.).

Die sozialgeschichtliche Dauerausstellung, der eine geologische Abteilung vorangestellt ist, bietet Gelegenheit zur Wahrnehmung von „visuell vertrauten, lebensgeschichtlich bedeutsamen, historisch aber noch wenig begriffenen Bildwelten“ (ebd., 11), die vorwiegend aus Wirklichkeitsbereichen des Ruhrgebietsalltags stammen, wie er sich zur Zeit der Hochindustrialisierung um 1900 ausgeprägt hatte (Ruhrlandmuseum 1986, 67).

Umgesetzt wurde mithin ein „Konzept radikaler Bildlichkeit“ (Borsdorf 1987, 66), und so präsentiert sich das Ruhrlandmuseum auch weitgehend als Museum ohne konventionelle Betextung. Die sozialgeschichtliche Dauerausstellung umfaßt fünf Themenbereiche: die vorindustrielle Gesellschaft des späteren Ruhrgebietes seit der frühen Neuzeit, Arbeitserfahrungen in der Schwerindustrie, das Arbeiterviertel als Lebensform, die Ruhrgebietsstadt sowie das Ruhrgebietsbürgertum, wobei die erst- und letztgenannte Ausstellungsabteilung räumlich abgesetzt sind. Es wurden erzählende „Bild-Räume“ eingerichtet (Ruhrlandmuseum 1986, 52), die nicht nur bestimmte Örtlichkeiten, sondern darüber hinaus auch Situationen charakterisieren sollen, die für die soziale Lage, die Erfahrungen und Verhaltensweisen der Menschen bedeutsam waren und bis zu einem gewissen Grad auch bleiben. Solche inszenierten Ensembles, die begebar sind und die moderne Museumsarchitektur ‚durchscheinen‘ lassen, bestehen in der Regel aus Originalobjekten, Fotos und Schriftstücken. Bisweilen sind auch elektronische Medien einbezogen oder werden kleinere Exponate in Vitrinen präsentiert. Auf Angaben zu Alter oder Herkunft von Originalobjekten wird verzichtet. „[...] Stimmigkeit und Plausibilität [sind] die Kriterien, an denen sich die im Ruhrlandmuseum inszenierten Bilder eher messen lassen müssen als an der Vorstellung naturalistischer Detailtreue“ (Borsdorf 1989, 95).

Charakteristisch für die Gestaltungsweise der Inszenierungen ist das Ensemble ‚Feuerarbeit‘, das ohne Objektbeschriftung oder weitere Betextung einzelne Werkzeuge, Geräte und Erzeugnisse von verschiedenen Arbeitsplätzen eines Stahlwerks fragmentarisch versammelt. Eine Gießpfanne, die wie die anderen Exponate Alters- und Gebrauchsspuren aufweist, hängt gekippt über den Köpfen der Besucher, so daß sich zur Anschauung des ausgestellten Stahlblocks als Gießereiprodukt auch ein Bild des heißen, flüssigen Stahls einstellen kann. Zum Ensemble gehört ferner die direkt neben einer Pausenbank aufgestellte Gedenktafel für fünf tödlich verunglückte Hochofenarbeiter, die das Gefahrenpotential dieser Arbeitsplätze drastisch vor Augen führt.

Noch bildhafter und als ‚Speicher‘ von Bedeutungen leichter zu erschließen ist sicher das zentrale Ensemble dieses Ausstellungsbereiches, die begehbare Lohnhalle einer Kohlenzeche. Charakteristisches Kontorinterieur, ergänzt um Quellentexte unter gläsernen Schreibtischabdeckungen und zeitgenössische Fotos vergleichbarer Arbeitsplätze an den Wänden, erlaubt zum einen Einblicke in die Arbeitswelt der Angestellten. Zum anderen wird durch eine Gruppe lebensgroßer, jedoch stilisierter Figuren auf der anderen Seite des Schalters der Lohnempfang dargestellt, der den betreffenden Arbeiter zu gebückter Haltung zwingt.

Auch bei den vier Arbeiterküchen, die, angeordnet auf einer Drehbühne, im Mittelpunkt des Ausstellungsbereiches ‚Arbeiterviertel‘ stehen, handelt es sich nicht um minutiöse Rekonstruktionen historischer Räume, sondern die Ausstattung dieser Ensembles ‚erzählt‘ von unterschiedlichen Lebensstandards.

Die dieser Ausstellungsgestaltung zugrundeliegende didaktisch-methodische Konzeption sieht vor, daß der Besucher durch „sinnliche Anschauungen, durch die Faszination der Originale wie der musealen Medien, [...] gestützt auf [...] seine eigenen Kompetenzen und Alltagserfahrungen, erste Einsichten in sozialgeschichtliche Zusammenhänge und daran anschließend den Wunsch nach Vertiefung dieser Einsichten entwickeln“ soll (Ruhrlandmuseum 1986, 54). Somit wird stärker als in jedem anderen Industriemuseum der Rundgang durch das Ruhrlandmuseum zu einem persönlichen Erlebnis, gibt es doch keinen unmittelbar zu bewältigenden Lernstoff oder direkt nachzuvollziehende Aussagen.

Die Umsetzung einer industriegeschichtlichen Museumskonzeption dieser Art ist freilich allenfalls im Ruhrgebiet möglich, denn nur die Prägekraft eines industriell ehemals monostrukturierten Ballungsraums solcher Größenordnung kann die Ausstellungsgestalter überhaupt annehmen lassen, bei jedem Museumsbesucher vom Vorhandensein eines Bilderfundus auszugehen, der während des Rundgangs abzurufen oder einzubringen ist. Daß die bewußt groß gehaltenen „Bedeutungsspielräume“ ihrer Ensembles (Oligmüller 1991, 126) und der Appell, diese durch Erinnerungen und Assoziationen individuell auszufüllen, auch Probleme aufwerfen, liegt auf der Hand. Letztlich bleibt es dem Zufall überlassen, „ob der Besucher an lebensweltliche Erfahrungen anknüpfen kann, die ihn zu einer Reflexion von historischer Veränderung in seiner Welt veranlassen“ (Faulenbach/Jelich 1986, 500). Dies gilt vor allem natürlich für Jugendliche und für Ortsfremde mit allenfalls groben Vorkenntnissen oder Klischeevorstellungen

über die Ruhrgebietsgeschichte. Wenn die Kompetenz fehlt, um Bedeutungen bestimmter Ensembles für sich erschließen zu können, ist die Suche nach weiteren Informationen in der Museumsbuchhandlung oder außerhalb des Museums nur eine der möglichen Reaktionen – ein ratlos-resigniertes Sich-Abwenden oder ein bloßes Goutieren der ästhetischen Reize der Ausstellung sind weitere. Eine große Chance liegt freilich darin, daß gerade diese Form der Ausstellungsgestaltung zum Katalysator für die Kommunikation der Besucher untereinander werden kann, besonders natürlich von Besuchern verschiedener Altersstufen.

Daß das Ruhrlandmuseum weitere Kritik herausgefordert hat, ist nicht verwunderlich. Für Sigrid Godau zeigen sich die Grenzen der „primär mit szenischen Versatzstücken arbeitenden Ausstellung“ in dem Paradoxon, daß „die Exponate gerade in dieser szenischen Kargheit erneut an ästhetischem Zauber oder Glanz [gewinnen]“; dies führe letztlich doch wieder nur zu einem „synchronen Bilderreigen des ästhetisch Gefälligen bis naturalistisch Genrehaften“ (Godau 1989, 206 f.).

Doch auch für den Fall, daß aufgrund des Wiedererkennens von Bildern Vergleiche angestellt werden und Erinnerungsarbeit einsetzt, sollte, so geben Faulenbach und Jelich zu bedenken, zudem „die Möglichkeit der Kritik gegenüber den eigenen historischen Einsichten“ bestehen (Faulenbach/Jelich 1986, 50). Notwendig für die Erinnernden sei immer auch eine intellektuelle Aneignung von zur historischen Wirklichkeit zählenden Fakten, damit z.B. subjektiv-selektive Wahrnehmungen relativiert, verklärte Bilder der Vergangenheit zurechtgerückt oder auch Chancen des Einflusses auf künftige Entwicklungen offenbar werden könnten (vgl. ebd., 50).

Ungeachtet der Kritik wird man nicht in Abrede stellen können, daß das Essener Museumskonzept in sich schlüssig ist; doch nicht solche Schlüssigkeit sollte letztlich das Kriterium für die Bewertung einer Inszenierungskonzeption sein, sondern die Möglichkeit der Decodierung durch die Besucher. Erste Aufschlüsse ergab diesbezüglich die von Klein und Wüsthoff-Schäfer 1989 durchgeführte Pilotstudie über Rezeption und Wirkung exemplarisch ausgewählter musealer Inszenierungen, in die einzelne Ensembles der sozialgeschichtlichen Ausstellung des Ruhrlandmuseums einbezogen waren. Dabei lag das Hauptaugenmerk auf der Wahrnehmung jenes Ausstellungsbereiches, in dem Aspekte großbürgerlicher Einstellungen und Lebenspraxis thematisiert werden. Die in kleine thema-

tische Einheiten gegliederte Anordnung der Exponate erfolgte um einen aufgeschütteten Kohleberg, auf dem wiederum Ausrüstungsgegenstände von Bergarbeitern abgelegt sind und der das „schwarze Gold“ als Quelle der Arbeit, des wirtschaftlichen Wachstums und des Profits in der Schwerindustrie des Ruhrgebiets“ symbolisieren soll (Ruhrlandmuseum 1986, 118).

Befragungen von 100 Besuchern ergaben⁴³, daß der Kohleberg zwar von allen Ensembles des Raumes am häufigsten in Erinnerung blieb, ihn aber nur jeder Sechste im Sinne der Ausstellungsgestalter als zentrale Teilinszenierung dieses Ausstellungsbereiches aufgefaßt hatte (vgl. Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 88). Die Interpretationen gingen durchaus in die vom Museum intendierte Richtung, doch konnte jeder Vierte – die Autoren sind sich unsicher, ob in diesem Zusammenhang von „nur“ oder „immerhin“ geredet werden müsse – „mit der Darstellung überhaupt nichts anfangen“ (ebd.). Bezogen auf die Gesamtwahrnehmung des Bürgertumssaals wurde zwar einerseits eine große inhaltliche Varianz der Assoziationen sichtbar, was dem Museumskonzept zufolge durchaus erwünscht sein dürfte (vgl. ebd., 87); andererseits zeigte sich jedoch auch, daß, wie Klein an anderer Stelle konstatiert, „Individualbesucher große Probleme haben, auch nur ansatzweise Metaphern, Zitate, Symbole und Verweise als solche zu erkennen, geschweige denn, sie ausdeuten zu können“ (Klein 1991, 160). Die Bestandteile der Ensembles aus der großbürgerlichen Lebenswelt der Jahrhundertwende „wurden meist nur in ihrer unmittelbaren, unverbundenen Materialität [...] wahrgenommen und führten somit zu Irritationen und Verständnislosigkeit in Hinblick auf das Gesamtziel“ (ebd., 160 f.).

„Sicherer“ war der interpretatorische Umgang mit den inszenierten Arbeitermilieus, wenngleich eine geschlossene Nachfrage mit drei Antwortvorgaben bezüglich der Bedeutung der Drehscheibenkonstruktion der Küchenensembles durchaus auch Mißdeutungen erkennen ließ. Ein Fünftel der Befragten wollte in den vier Küchen allein die Darstellung steigenden Wohlstands im Zuge der industriellen Entwicklung erkannt haben – eine Interpretation, die eindeutig nicht im Sinne der Ausstellungsgestalter liegt, da die unterschiedlichen Küchenausstattungen aus einer Zeitstufe stammen (vgl. Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 95 f.). Angedeutet werden sollen vielmehr einerseits, unterstützt durch den Antrieb der Drehscheibe über Transmissionen vom Ensemble ‚Energieerzeugung und Kraftübertragung‘, „die Zusammenhänge von Arbeits- und Wohnbereich“ sowie andererseits „die Ausgesetztheit und Unsicherheit des Arbeiterdaseins gegenüber

43 Die Ergebnisse (vgl. Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990, 81 ff.) können hier natürlich bestenfalls schlaglichtartig wiedergegeben werden.

Schicksalsschlägen, Verlust der eigenen Leistungsfähigkeit und Verdienstaustausfall, die sich sofort im sozialen Abstieg und Verdienstaustausfall niederschlagen pflegten“ (ebd., 44).

Auch eine für 1996 vorgesehene Umgestaltung des Ruhrlandmuseums, bei der der Bürgertumssaal für die Aufnahme einer archäologischen Ausstellung geräumt wird und die in ihm behandelten Themen in die übrigen Abteilungen integriert werden müssen, soll am Charakter der sozialgeschichtlichen Dauerausstellung grundsätzlich nichts ändern. Zwar erwägt man eine stärkere Einbeziehung von Texten, doch wird es sich dabei um solche literarischer Art und nicht um konventionelle Ausstellungstexte handeln.⁴⁴

Gerade die neuen Industriemuseen stehen vor einem Dilemma: Einerseits möchten sie es nicht zu einer bruchlos-nostalgischen Vergangenheitswahrnehmung kommen lassen, andererseits legen die von Schneider anlässlich der Hamburger Arbeiterkultur-Ausstellung und der Museumsarbeit mit Praxisexperten problematisierten Erfahrungen sowie die ersten punktuellen Untersuchungsergebnisse wie jene von Klein und Wüsthoff-Schäfer nahe, daß Besucher Inszenierungen vom „Typus eines nostalgischen Rekonstruktivismus“ den Vorzug gegenüber „symbolischen Ersatzdarstellungen unwiederbringlich verlorener, vergangener Realität“ geben und nur schwer Zugang zu Präsentationsformen letztgenannten Charakters finden (Klein 1991, 161).

Das Essener Ruhrlandmuseum und das Museum der Stadt Rüsselsheim sind jeweils Musterbeispiele für non-direktive bzw. direktive Vermittlungsweise (vgl. Kramer 1994, 549). Dabei verfolgte die Ausstellungsgestaltung beider Häuser das Ziel, die bloße Nachbildung historischer Lebensweltausschnitte weiterzuentwickeln. Während ein analytisches Environment historiographisch-museologische Selbstsicherheit ausstrahlt, möchte man in Essen immer auch deutlich machen, daß Geschichte „ein menschliches Konstrukt [ist], dessen Eigenart auch im Museum erkennbar sein soll. Die ‚Wahrheit‘ ist auch museal nicht zu haben“ (Borsdorf 1989, 95).

Ganz ähnlich formuliert Joachim Kallinich den Anspruch des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim: Man wolle „nicht den Schein eines ‚So-ist-es-wirklich-gewesen‘ erzeugen“, sondern zeigen, daß es bei musealer Präsentation „um Re-Konstruktion geht, d.h. immer auch um die Konstruktion derer, die

44 Mündliche Auskünfte durch Frau Angelika Wuszow, Museumspädagogin am Ruhrlandmuseum, vom 29. Mai 1995.

Geschichte darstellen“ (Kallinich 1990, 201 f.). Während man im Ruhrlandmuseum dieses Ziel jedoch ausschließlich durch szenische Reduktion zu erreichen versuchte, wollte man in Mannheim auch auf solche Inszenierungen nicht verzichten, die grundsätzlich eher realistisch-rekonstruktiv angelegt sind. Zur Betonung ihrer Re-Konstruktion allerdings und auch, um der Gefahr einer auf „Blechnapf und Henkelmann“ reduzierten „musealen Semiotik“ der Arbeiterkultur zu begegnen (Wirtz 1989, 129), wurden diese Inszenierungen so gestaltet, daß ihre „Objekte und zentralen Elemente [...] zeitlich und räumlich verortet und eindeutig so von den Besuchern wahrnehmbar“ sind (ebd., 131). Bei- und Einfügungen von Texten und Graphiken in formalistischem Layout, von funktionalen Monitorterminals mit Dokumentarfilmangeboten etc. machten die Rekonstruktion als Darstellungsmethode transparent. Grundsätzlich gilt für Kallinich: „Die authentische Rekonstruktion einer Werkstatt, eines Büros, eines Fabrikarbeitsplatzes ist dann fragwürdig, wenn sie es nicht ist und dies nicht zeigt“ (Kallinich 1990, 203).

Dies trifft prinzipiell auch für In-situ-Industriemuseen mit zunächst betriebsgeschichtlicher Ausrichtung zu, auch wenn dort der Denkmalschutz zumindest in Teilbereichen minutiöse Rekonstruktionen gebieten kann. Bei aller Betonung der Authentizität herrscht jedoch bei Museumsmitarbeitern Einigkeit darüber, daß historische Fabrikwirklichkeit auch vor Ort letztlich nicht wiedergegeben werden kann. Neben bewußt vorgenommenen architektonischen Eingriffen sind es bereits die ausstellungstechnischen Ergänzungen als solche, welche die am Schauplatz herrschende neue Museumsrealität transparent werden lassen sollen. Da man gleichwohl eine illusionierende Wirkung von Architektur, erhaltener Ausstattung und Arbeitsvorführungen erwartet, wird man es vielfach nicht nur bei der Beifügung von Fotos und Quellentexten als „milde Stufe der Verfremdung“ belassen (Parent 1990, 259). Für die Außenstellen des Westfälischen Industriemuseums etwa sind „Arrangements von Kontrasten (,arm‘ und ,reich‘, ,damals‘ und ,heute‘)“ vorgesehen, die „auch provokativ wirken, zur Auseinandersetzung reizen [sollen]. In jedem Fall werden die Objekte und Objektenssembles Thesen versinnbildlichen, die auch zu aktueller Standortbestimmung anregen“ (Bönnighausen 1984, 183).

Wenn jedoch der andere Weg eingeschlagen und ein „wirklich authentisches Ensemble“ in ein Museum etwa vom Charakter des Mannheimer LTA übernommen wird, sollte es nach Ansicht Kallinichs auch „als ganzes Exponat“ präsentiert werden (Kallinich 1990, 203). Die museologische Redlichkeit gebiete es

dann aber, innerhalb der Ausstellung zu thematisieren, warum es nicht in situ hätte erhalten und erschlossen werden können: „Translozieren lassen sich Objekte. Unglaublich wird die Rekonstruktion von Atmosphärischem [...]“ (ebd.). Zu dessen Vermittlung hält Kallinich z.B. Fotografie und Film für angemessenere Medien (vgl. ebd.), wobei dann meiner Ansicht nach auch andere Darstellungsformen als solche mit dokumentarischem Charakter zur Anwendung kommen müßten.

Gerade was die Einbeziehung von Fotomaterial in die Ausstellungsgestaltung angeht, ist es wieder das Museum der Stadt Rüsselsheim gewesen, in dem neue Präsentationsformen erprobt wurden. „Bemerkenswert, und für die Relevanz musealer Arbeit hervorzuheben“ erschien Schirmbeck „die Beobachtung, daß historische Entwicklungen sich oft in verblüffender Deutlichkeit anhand von historischem Bildmaterial erfahren lassen“ (Schirmbeck 1978, 135). Als „Musterbeispiel“ (ebd.) galten ihm drei Belegschaftsfotos der Firma Opel, die vor Augen führen, wie sich die zunehmende Arbeitsteilung auch im Habitus der Arbeiter niederschlägt. Um den Besuchern den Veränderungsprozeß deutlich werden zu lassen, wurde eine „bewegliche Fotowand“ eingesetzt, an der auf Knopfdruck nacheinander die unterschiedlichen Fotos aus zueinander drehbaren Bildstreifen gebildet werden (Schirmbeck 1982, 125). Diese neuartige Präsentationsform, die später auch als wandelbare Fotowand oder Prismenwand bezeichnet wurde, sollte geradezu zum Wahrzeichen des Rüsselsheimer Museums avancieren; über ihren Stellenwert als vermittlungstechnische Neuerung hinaus bringt sie natürlich wiederum die nicht unumstrittene inhaltliche Interpretationssicherheit der Museumskonzeption zum Ausdruck.

Eine weitere, inzwischen als Gestaltungsmittel oft angewandte Möglichkeit des Einsatzes von Großfotos ist ihre Kombination mit vergleichsweise bescheidenen Inszenierungen, um diesen räumliche Tiefe zu verleihen. In Rüsselsheim wurde so mit zwei Drehbänken, einer Transmission und dem wandfüllenden Foto des Drehersaales verfahren. Zudem befindet sich eine Resolution, in der Opel-Dreher um 1911 gegen Überstundenarbeit protestierten und die Arbeitsbedingungen aus ihrer Sicht schilderten, nicht etwa unter anderen Dokumenten an einer Wandtafel oder Stellwand, sondern einmontiert in jenes Foto. Die ‚Brechung‘ in dieser Inszenierung ermöglicht die Dokumentation der technischen Entwicklung wie der sozialen Verhältnisse gleichermaßen (vgl. ebd., 139 f.).

Die weitaus stärkere Nutzung des hier angewandten Stilmittels der Montage, aber auch der Einsatz von Collagen und Verfremdungen, von künstlerischen

Techniken überhaupt, sind von verschiedenen Autoren angemahnt worden (vgl. Godau 1989, 209; Maimann 1987, 95; Schneider 1988, 24). Gerade auch Fotos und Videos gilt es nach Ansicht Maimanns experimentell und spielerisch zu nutzen; ihre Bedeutung für das Museumswesen läge nicht allein im Dokument- bzw. Dokumentarcharakter (Maimann 1987, 95). Natürlich besteht wie im Bereich der Inszenierungen auch hier die Gefahr der interpretatorischen Unzugänglichkeit, wo die beste Absicht bestand, anregend im Sinne der Öffnung neuer Sichtweisen auf Vergangenheit oder der Schaffung ironischer Distanz zu naturalistischen Darstellungen wirken zu wollen. Einer „plebiszitäre[n]“ Ausstellungsgestaltung redet auch Klein nicht das Wort, doch als Fazit der von ihm mit-erarbeiteten Pilotstudie fordert er verstärkte Anstrengungen auf dem Feld der Evaluation, „um als Anwalt eines zukünftigen Publikums dessen Belange kennenzulernen und in Planungsprozesse einbeziehen zu können“ (Klein 1991, 161). Wenngleich sich am „ambivalenten Grundcharakter“ musealer Inszenierungen nichts ändern werde, könnten doch die Ergebnisse intensivierter Wirkungsforschung dazu beitragen, Überforderungen des gerade durch die neuen Industriemuseen anvisierten breiten Publikums durch spezialisiert-bedeutungsschwangere Inszenierungen oder Medieninstallationen zu verhindern, ohne in den Populismus rekonstruktiver Illusion abzudriften. Ganz unabhängig von der Suche nach dem Maß ‚zumutbarer‘ Symbolik erscheint mir in jedem Fall sinnvoll, Präsentationsweisen dergestalt zu ‚brechen‘, daß hinter der industriellen Arbeitswelt als Ausstellungsthema auch ein Stück der musealen Arbeitsweise sichtbar wird oder bleibt.

3.5. *Erste Resonanzen*

Mit den neuen Industriemuseen verbanden sich hohe Ansprüche. Diese reichten bis hin zu der Absicht, einen Beitrag „zum Erhalt der Menschheit“ leisten zu wollen, wie es in einem Grundsatzpapier des Rheinischen Industriemuseums formuliert wurde (Biermann 1984, 42): „Eine Voraussetzung dafür ist die Stärkung und Erschließung aller Aufklärungspotentiale für die gesamte Bevölkerung wie die Schaffung neuer Forschungs- und Bildungsinstitute, die vor dem Hintergrund historisch erfahrener und gegenwärtig erlebter Änderungsprozesse Modelle für zukünftiges Planen und Handeln anbieten können“ (ebd.).

Inzwischen haben verschiedene Autoren erste Bilanz gezogen. Ihre Kritik setzt dabei in der Regel an der Uniformität und der naturalistischen Prägung der Präsentationsformen an. Damit werde, so der allgemeine Tenor, eine grundsätzlich mangelnde Problemorientierung der Ausstellungen zum Ausdruck gebracht, welche wiederum verhindere, daß ursprüngliche Zielsetzungen erfüllt werden könnten. Allerdings muß betont werden, daß es sich bei solchen Einschätzungen vielfach erst um Zwischenbilanzen handelt und handeln kann, da noch immer nicht alle Museumsvorhaben, und keineswegs nur solche in den neuen Bundesländern, vollständig verwirklicht werden konnten. Dies bedeutet freilich auch, daß Chancen bestehen, die geäußerte Kritik in den Museumsaufbau einfließen zu lassen.

Die bislang vorgenommenen Bewertungen der neuen Industriemuseen erfolgten in ganz unterschiedlichem Rahmen. Mitarbeiterinnen des Hamburger Museums der Arbeit ging es zunächst um Belege für ihre Einschätzung, daß „[a]llzu häufig [...] die Darstellung industrieller Alltagsgeschichte ihrer einstigen Anstößigkeit und kritischen Prägung verlustig gegangen“ zu sein scheint (Haist/Schneider 1993, 411), um daran anknüpfend die Konsequenzen für den weiteren Aufbau der MdA-Dauerausstellung darzulegen. Michael Dauskardt wandte sich mit seinen allgemeiner gehaltenen ersten Überlegungen hinsichtlich eines Industriemuseums der 90er Jahre gerade auch den ostdeutschen Neugründungen zu, damit dort angeregt würde, es nicht beim bloßen Nachvollziehen westdeutscher Entwicklungen zu belassen (vgl. Dauskardt 1993b, 23). Noch umfassender ist der Bezugsrahmen für Gottfried Korff (1993) und Carola Lipp (1993; 1994), die generell zur Alltagsorientierung im Museumswesen Stellung nehmen, dabei aber natürlich auch Darstellungen industriezeitlicher Alltagsgeschichte streifen.

Nachdem Korff in den 70er Jahren vehement für „die museale Aufbereitung der Alltagskultur“ gestritten hatte, „um das ‚Recht der kleinen Leute‘ in Geschichte und Gegenwart einzufordern“ (Korff 1990, 68), rief in der Folgezeit die Art der Übernahme der Kategorie Alltag in die museale Praxis bei ihm heftige Kritik hervor. Seiner Ansicht nach war sie gekennzeichnet von sammlungskonzeptioneller und thematischer Beliebigkeit, von vornehmlich dekorativen Milieudarstellungen sowie von einem Hang zum Milieuethnozentrismus (vgl. Korff 1993, 26). Insgesamt konstatierte er eine zunehmende Oberflächlichkeit musealer Präsentationen; zwar würden die Gebrauchswerteigenschaften der Dinge vorgeführt, doch darüber hinaus blieben wesentliche Dimensionen ihrer Deutungs-

vielfalt unerschlossen (ebd., 28). „Durch die Flächenhaftigkeit der Darstellung werden konfliktorische Momente kulturell harmonisiert und von einer Heimatvorstellung geschluckt, die gegen ihren eigenen Willen die Vergangenheit zum identitätsstiftenden Genrebild aufpoliert“ (ebd., 31). Was Korff damit unlängst vor allem den Regional- und Heimatmuseen vorgeworfen hat, war von ihm schon 1986 auf die neuen Industriemuseen bezogen worden. Da die schwierige Aufgabe, „aus den ‚kleinen Dingen‘ die großen Dimensionen der Zivilisationsgeschichte zu dechiffrieren“, in den seltensten Fällen gelungen sei, ja es oft nicht einmal den Versuch dazu gegeben habe, sei ein „Trend zur Industrie-Folklore“ zu konstatieren, und jene stelle, wie aller Folklorismus, „immer eine sentimentale Simplifizierung der Vergangenheit“ dar (Korff 1986, 5; vgl. Assion 1986, 358 ff.).

Dieser Trend fand anscheinend seine Fortsetzung, denn Haist und Schneider haben später an den neuen Industriemuseen ebenfalls bemängelt, daß soziale Konflikte vielfach ausgeklammert und die geschlechtsspezifischen Unterschiede der Lebensperspektiven ungenügend thematisiert würden; auch werde die Geschichte der Industrialisierung so bruchlos präsentiert, als hätte es zwischen und neben den ‚Leitfossilien‘ Wasserrad, Dampfmaschine, Elektrizitätswerk und Computer keine „Sackgassen, Fehlentwicklungen, Verzögerungen, Ungleichzeitigkeiten“ gegeben (Haist/Schneider 1993, 412). Nach wie vor seien Inszenierungen auf Vollständigkeit und Authentizität bedacht, womit einer verklärten Wahrnehmung der Vergangenheit Vorschub geleistet werde (ebd.). Zu den so entstehenden und von Korff kritisierten musealen Genrebildern gehört auch das der Arbeiterwohnküche. Die Inszenierung der vier verschiedenen Küchen im Essener Ruhrlandmuseum gilt ihm dabei als rühmliche Ausnahme, da sie die Komplexität des industriezeitlichen Wohnalltages verdeutliche und den Museumsbesuchern Differenzenerfahrungen ermögliche (vgl. Korff 1993, 30). Letztlich habe die Alltagsorientierung nach Ansicht Carola Lipp jedoch dazu geführt, daß die Museen „auf immer wieder ausgestellte Ensemble und Szenarien“ fixiert seien, was teilweise eine „Verflachung und Schablonisierung“ bedeute (Lipp 1994, 91). Dauskardt äußert seine Befürchtungen noch drastischer: industriegeschichtliche Museumsneugründungen würden nurmehr „Kopien von der Kopie der Kopie“ darstellen (Dauskardt 1993b, 23). Dazu trage auch die seiner Ansicht nach inzwischen allzu großzügige Auslegung des Denkmalschutzprinzips für technische Bauten und Anlagen bei. Die „wirklich herausragenden Objekte“, für die er die Notwendigkeit des Erhaltes und auch der musealen Umnutzung nicht in Frage stellt, würden „in der Flut untergehen“ (Dauskardt 1993b, 21). Auch diese Ent-

wicklung läßt sich als ein Ausdruck der von Korff kritisierten „banale[n] Reliktbegier“ deuten (Korff 1989, 68), welche in der Museumspraxis seiner Meinung nach dazu geführt habe, daß es „mehr und mehr zum Hinstellen statt zum Ausstellen und zum Darstellen“ kommen würde (Korff 1993, 29). Was allerdings die konkrete Umsetzung von Museumsinhalten angeht, so sieht Dauskardt durch die von Klein und Wüsthoff-Schäfer belegte Rezeptionsproblematik von Inszenierungen dem Industriemuseum auch deutliche Grenzen aufgezeigt (vgl. Dauskardt 1993b, 22 f.).⁴⁵

Dennoch erhebt Lipp weiter die Forderung, daß wissenschaftliche wie museale „Alltagsdarstellungen [...] nicht beim bloßen Rekonstruieren und Abbilden stehenbleiben“ dürften (Lipp 1993, 27). „Konkretisierung und Abstraktion“ seien in der Ausstellungsgestaltung ebenso gefragt wie „strukturelle und nicht nur typologische Reihenbildungen, nicht nur narrative, sondern auch systematische Inszenierungen, strukturelle Oppositionen etc.“; darüber hinaus sollten Vermittlungstechniken angewendet werden, die „dazu beitragen, die Konstruktion musealer Präsentation sichtbar zu machen“ (Lipp 1994, 91). Beim Lesen dieser Appelle und Vorschläge entsteht der Eindruck, als wäre keine Entwicklung zu verzeichnen, seit mehrere Jahre zuvor damit begonnen wurde, ganz ähnliche Überlegungen aus den Erfahrungen der Hamburger Museumsarbeit zu formulieren (vgl. Schneider 1988, 24; 1991, 66). Dies ist jedoch nicht ganz richtig. Immerhin deutet Lipp an, daß eine museale Brechung routinierter Alltagswahrnehmungen zumindest in Ansätzen im Essener Ruhrlandmuseum und im Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit gelungen sei (vgl. Lipp 1993, 27; vgl. 3.4.4.). Und auch in Hamburg wurden Konsequenzen aus der eigenen Praxis gezogen. Vom musealen Umgang mit der industrialisierten Alltagswelt würden, so die Einschätzungen im Museum der Arbeit, nur dann kritische Impulse ausgehen, „wenn nicht nur – was bisher als ‚fortschrittlich‘ galt – aufklärerisch Alltagsgeschichte und Hintergründe des Industriezeitalters im Museum aufgegriffen werden, sondern auch eine Aufklärung über den sogenannten ‚Fortschritt‘ mit musealen Mitteln versucht wird“ (Haist/Schneider 1993, 412). Für die geplante Dauerausstellung des MdA erfolgte somit, angeregt und vorbereitet durch temporäre Ausstellungen, eine konzeptionelle „Umorientierung im Sinne einer ‚Bilanz des Fortschritts‘“ (ebd.). In der jüngsten Selbstdarstellung des Museums wird dieses Schlagwort wie folgt mit Inhalt gefüllt:

⁴⁵ Auch gilt es zu berücksichtigen, daß sich die von Korff begrüßten Differenzenerfahrungen durch die Essener Küchenensembles in der ‚Wortlosigkeit‘ des Ruhrlandmuseums, wie von Klein und Wüsthoff-Schäfer durch ihre Befragung belegt, keineswegs für alle Besucher im gewünschten Sinn eingestellt haben (vgl. 3.4.4.).

„Die Bewahrung der Gegenstände und die Dokumentation der Umgangsweise damit soll uns und den kommenden Generationen Veränderungen erfahrbar machen, eine Bewertung des Fortschrittes in den verschiedensten Lebensbereichen ermöglichen und ein Überdenken von Gewinnen und Verlusten, Leistungen und der nicht nur geldlichen Kosten anregen. Erst die Kenntnis früherer Arbeits- und Lebensverhältnisse läßt Beurteilungsmaßstäbe für deren zukünftige Gestaltung entstehen.

Das Museum der Arbeit soll Bewahrungsort für Kulturgut und Gedächtnis der Gesellschaft sein. Es kann aber eine Funktion im Umbruch der Industriegesellschaft nur dann haben, wenn es diese Kulturobjekte nicht nur bestätigend nutzt, wenn es nicht nur traditionelles Selbstverständnis – auch der Arbeitenden – bekräftigt, sondern Anstöße gibt, wenn es Probleme und Konflikte der Vergangenheit aufzeigt, um heutige Fragen in ihrer historischen Entstehung zu begreifen, in einen neuen Rahmen zu stellen und damit besser diskutierbar zu machen.“ (Museum der Arbeit 1993, 16).

Die MdA-Mitarbeiter sind überzeugt davon – und haben es in ersten Ausstellungsprojekten überzeugend bewiesen –, daß das Museum „nicht zum an die Wand applizierten Lehrbuch globaler Zusammenhänge“ werden muß, um solche Ansprüche umzusetzen (Haist/Schneider 1993, 415). Den Anstoß zur neuen Profilierung des gesamten Museumsvorhabens gab dabei die im Jahr 1990 gezeigte Ausstellung „Arbeit Mensch Gesundheit“. Im Mittelpunkt stand der Wandel der bei fünf ausgewählten Berufen auftretenden offensichtlichen wie schleichenden gesundheitlichen Belastungen im Zuge der Veränderungen der Berufsbilder seit Anfang dieses Jahrhunderts.

„Die Ausstellungsgestaltung trug diesen Inhalten Rechnung: Wo immer historische Arbeitsplätze ins Bild rückten, wurde keine detailgetreue oder gar nostalgische Rekonstruktion versucht, sondern in sparsamen Inszenierungen Merkmale der Belastungen veranschaulicht. So vermittelte der (durch die Ausstellungsführung obligatorische) Gang durch eine angedeutete Schiffsluke mit hohen Warenstapeln eine Ahnung von der drangvollen Enge, Schwere und Gefahr der traditionellen Hafenarbeit, ohne als scheinbar ‚originaler‘ Nachbau mißverstanden zu werden“ (ebd., 414).

Die 1993 folgende Ausstellung „Das Paradies kommt wieder... Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine“ führte diesen Ansatz fort. Sie verdeutlichte u.a. „die (schleichende) ‚Modellierung von Bedürfnissen“ (ebd., 421), wie sie etwa durch Werbekampagnen der Elektrizitätswirtschaft erfolgte, durch die Entsinnlichung der Abläufe bei der Wascharbeit oder durch bauliche Rahmenbedingungen, die z.B. Kühlschränke aufgrund des

Wegfalls von Speisekammern unverzichtbar werden ließen (vgl. ebd. 416 ff.). Aktuelles Problembewußtsein sollte dabei auch über ungewöhnliche Bilder geschärft werden: Nach Informationen über die Gefahren FCKW-haltiger Kühlmittel für die Ozonschicht und der Vorstellung ungiftiger Kühl- und Dämmstoffe wurden die Besucher mit einer Wand aus 80 ausrangierten Kühlschränken konfrontiert – der täglich in Hamburg zur Entsorgung anfallenden Menge.

Gerade das Beispiel des Kühlschranks, der im Zuge seiner massenhaften Durchsetzung seit den 50er Jahren vom Symbol für den amerikanischen Traum im Straßenkreuzer-Design zum Wegwerfprodukt mit Entsorgungsproblemen wurde, läßt das Ziel des MdA deutlich werden, „den Blick für das Objekt als Quelle [zu] schärfen und unterschiedliche Bedeutungsebenen von Alltagskultur sichtbar [zu] machen“ (ebd., 421). Die im Zusammenhang mit der Übernahme eines Arbeitsplatz-Ensembles angesprochenen inventarisationsbegleitenden Interviews bieten die Voraussetzung dafür, diese Mehrdimensionalität auch in Bereichen der Erwerbsarbeit zu erschließen. Die neue MdA-Konzeption weist damit weit über Versuche der Darstellung von Arbeitsbedingungen hinaus; so hält man es durchaus für denkbar, in der Abteilung Graphisches Gewerbe vor dem Hintergrund neuer Produktionstechniken auch Erscheinungen wie die Werbungs- und Verpackungsflut zu problematisieren (vgl. ebd., 415).

Im Museum der Arbeit scheint somit eingeleitet zu sein, was Dauskardt auf der Chemnitzer Tagung über das Industriemuseum der 90er Jahre als Perspektive andeutete. Ein auch durch die neuen Industriemuseen erhobener, letztlich der Unschärfe der Alltagsorientierung geschuldeter Vollständigkeitsanspruch sollte zugunsten von Inhalten, „die sich auf aktuelle gesellschaftliche Kontexte beziehen“, aufgegeben werden (Dauskardt 1993b, 23). Dies wäre die Grundvoraussetzung dafür, daß das Museum – analog der Entwicklung zur Informations- und Kommunikationsgesellschaft – in viel stärkerem Maße zu einem „Ort der Kommunikation“ werden könnte (ebd., 24). Dafür gelte es jedoch noch drei weitere Bedingungen zu erfüllen: Zunächst müßte das Museum zu einem ebenso anregenden wie angenehmen Aufenthaltsort werden, in dem gastronomische Einrichtungen und Räumlichkeiten für kulturelle Veranstaltungen nicht fehlen dürften, der Präsentation der Exponate aber natürlich das stärkste Anregungspotential zugestanden bleiben müßte. Weiterhin dürfte sich das Museum keine Expertenrolle für die Problembewältigung anmaßen, sondern müßte Erfahrungen seiner Besucher ernst nehmen und einbeziehen. Schließlich hätte das Museum Werkstattcharakter anzunehmen, wozu handlungsaktiv konzipierte Aus-

stellungen ebenso beitragen könnten wie Veranstaltungen, Kurse etc., die in Zusammenarbeit mit verschiedenen Bildungsträgern angeboten werden könnten. Bei einem solchen Museum kann es sich nach Ansicht Dauskardts jedoch nicht mehr um ein Industriemuseum handeln; für ihn bewegen wir uns bereits in der post-industriellen Gesellschaft, so daß die Industrialisierung trotz der Erinnerungen ermöglichenden relativen zeitlichen Nähe eine abgeschlossene Epoche darstellt, deren museale Darstellung „keine Brücke zum Jetzt“ schlagen könnte und „keine wirkliche Aktualität“ besäße (ebd., 22). Die geforderte Problemorientierung würde „eher ein Technikmuseum“ entstehen lassen, das zwar auch „Aspekte der Technikgeschichte einschließlich der Industrialisierung berücksichtigt“, jedoch ebenso auf die Zeitebenen Gegenwart und Zukunft Bezug nehmen würde (ebd., 25). Dennoch spricht Dauskardt den bestehenden Industriemuseen ihre Existenzberechtigung keinesfalls ab. Indem sie dafür gesorgt hätten, eine Lücke im Museumsangebot zu schließen, stellten sie sinnvolle Investitionen dar (ebd., 23).

Dauskardts Einschätzung wirft die Frage auf, ob das Industriemuseum nicht schon passé sei, noch bevor alle Vertreter dieser Museumsgattung überhaupt eröffnet sind. Und die Kritik Lipps erweckt andererseits den Anschein, als sei mit einer angemessenen musealen Darstellung industriegeprägter Alltagsgeschichte noch gar nicht richtig begonnen worden. – Die Zwischenbilanz bezüglich der Entwicklung neuer Industriemuseen scheint somit aus keinem Blickwinkel schmeichelhaft auszufallen.

Vielleicht sind auch die Ansprüche, mit denen die neuen Industriemuseen angetreten sind und an denen sie sich messen lassen müssen, zu hoch gewesen, vielleicht *kann* die museale Erschließung einer stillgelegten Fabrik gar nicht jenen eingangs zitierten Beitrag „zum Erhalt der Menschheit“ leisten. Oder wenn doch, dann ist ihr Beitrag vielleicht so klein, daß er die gewichtige Formulierung nicht rechtfertigt. Die ursprünglichen Zielsetzungen dürften sich jedoch auch mit der hohen Sensibilisierung für gesellschaftliche Problemlagen sowie mit einer museologischen Aufbruchstimmung begründen lassen. Doch das Vorhaben, ‚aufklärerisch‘ tätig werden zu wollen, scheint den verheißungsvollen Klang verloren zu haben, den es besaß, als die ersten industriegeschichtlichen Museumskonzepte ausgearbeitet wurden. ‚Aufklärung‘ – das klingt immer auch ein wenig nach ‚letzter Gewißheit‘ über den Gang des gesellschaftlichen ‚Fortschritts‘, und niemand, der ernst genommen werden möchte, wird sich heute anmaßen wollen,

eben darüber zu verfügen. Hier macht sich der lange Zeitraum bemerkbar, der für den Aufbau der neuen Industriemuseen benötigt wurde und zum Teil noch benötigt werden wird. Mit emanzipatorischem Impetus nahm ihre Geschichte in den 70er Jahren den Ausgang, um dann die 80er Jahre mit dem vornehmlich auf Ästhetisierung, Repräsentation und Erlebnis ausgerichteten Kulturboom zu überspannen und schließlich in der Gegenwart, in der die alten Verteilungskämpfe zwischen Kultur und Sozialem mit neuer Schärfe ausgetragen werden, anzukommen. Entsprechend erhielten auch im Museumswesen jene Strategien mehr Gewicht, „die mit dem Unterhaltungswert von Geschichte und ihrem Versöhnungspotential kalkulieren“ (Schleper 1989a, 6). Und „kalkulieren“ kann dabei durchaus im monetären Sinne verstanden werden, denn Umwegrentabilität und Wirtschaftlichkeit von Museen gewannen gleichfalls an Bedeutung. Diese Entwicklung stimmt Parent skeptisch hinsichtlich einer dauerhaften „Faszinationskraft“ von Themen aus den Bereichen Sozialgeschichte und Alltagskultur: „Nicht das Interesse an der Arbeitergeschichte, sondern das repräsentative Industriedenkmal als ‚Sehenswürdigkeit‘ motiviert heute zum Besuch der neuen Industriemuseen“ (Parent 1990, 259).

Die soziale und ökologische Problemlage hat sich indes eher noch verschärft, so daß jene (neuerliche) Anstößigkeit der neuen Industriemuseen um so dringlicher zu fordern ist. Da es einerseits keine ‚Wahrheiten‘ mehr zu verkünden gibt, es andererseits aber zu den Widersprüchen der Prosperitätsgesellschaft gehört, daß gerade der herrschende Wohlstand bei nicht wenigen Menschen die Frage nach künftigen Lebensformen jenseits des ‚Weiter so‘ aufwirft, mißt Dieter Kramer der Institution Museum große Bedeutung bei, sofern es ihr gelingt, diskursiven Charakter zu entfalten (vgl. Kramer 1992, 53 f.). Auch das von Dauskardt vorgestellte Museumsmodell knüpft ausdrücklich an Vorstellungen Kramers an, denenzufolge Museen zu Einrichtungen entwickelt werden sollten,

„in und mit denen die Menschen sich darüber verständigen, wie denn ein akzeptables Leben in Zukunft aussehen soll. Das Museum ist ein Teil jenes Prozesses, in dem definiert wird, was denn die Menschen konkret unter Fortschritt verstehen und wie sie Wohlbefinden und Sicherheit definieren wollen“ (Kramer 1994, 544).

Auch damit ist wieder ein hehres Ziel formuliert worden, doch welche Museumsgattung wäre besser dazu geeignet, darauf hinzuwirken, als das Industriemuseum bzw. ein *auch Industriegeschichte umfassendes* Museum?

Indem Dauskardt hier einen Gegensatz konstruiert, zieht er jedoch einen zu starken Trennungsstrich zwischen Industriegeschichte und Gegenwart. Denn ungeachtet dessen, ob man letztere bereits als post-industriell charakterisieren kann, wirkt Industriegeschichte doch auf vielfältige Weise in sie hinein und können die mit dem Modell verbundenen Ansprüche auch unter dem Signum Industriemuseum verwirklicht werden.

Das Rheinische Industriemuseum etwa hat, auch wenn es an seinen einzelnen Standorten „alte“ bis „ganz alte Industrien“ behandelt, den Anspruch, Bezüge zu gegenwärtigen und künftigen Entwicklungen herzustellen, nicht aufzugeben (Arbeit 1994, 39). Allerdings stellt man sich durchaus die Frage, „ob das Medium Museum überhaupt dem Veränderungstempo industrieller Wandlungen gewachsen ist“ (ebd.). Mit einer Arbeitsteilung zwischen den vornehmlich historisch informierenden Außenstellen und der Zentrale, die zusätzlich als „Ausstellungshaus“ fungieren und mit Wechselausstellungen „die akuten Veränderungen der Industrialisierung bzw. Deindustrialisierung im Rheinland“ thematisieren soll, glaubt man, angemessen reagieren zu können (ebd.). Langfristig wäre es überdies wünschenswert, weitere Standorte aus Branchen, die wie der Fahrzeugbau, die Chemie- und vor allem die Medienindustrie an Bedeutung gewonnen haben, einzubeziehen (vgl. ebd.).

Die Außenstellen sollen jedoch nicht auf eine ausschließlich historische Orientierung festgelegt werden. Dafür ist das ungemein vielfältige Programm von Veranstaltungen und Sonderausstellungen an bisher eröffneten Standorten ebenso ein Beweis wie das Vorhaben, die von der Zinkfabrik Altenberg ausgehenden ökologischen Belastungen in der Oberhausener Dauerausstellung zu thematisieren (vgl. Arbeit 1994, 10). Vergleichbare Bemühungen müssen meiner Ansicht nach auch von In-situ-Industriemuseen erwartet werden, die nicht in solche Zusammenhänge eingebunden sind.

In der Tat nämlich können Verständigungsprozesse über die Art des Fortschritts nur eingeleitet werden, wenn ihnen ein Disput vorausgegangen ist oder wenn Zweifel genährt wurden. Daß das Potential, welches die neuen Industriemuseen dafür bieten, bislang nicht ausgeschöpft wurde, steht im Mittelpunkt aller vorgebrachten Kritik. Hier besteht die Verantwortung der Museologen, ihre Ausstellungen thematisch und gestalterisch so auszurichten, daß sie nicht oder doch zumindest nicht nur dazu taugen, die Besucher in Sicherheit zu wiegen, sie in die Vergangenheit versinken zu lassen oder sie auf einen Abenteuer-Trip mitzunehmen. Themen und Präsentationsformen müssen demnach Reibungs-

flächen bieten. Kramer hat zum Stichwort ‚neue Anstößigkeit‘ vorgeschlagen, daß die Museen dazu beitragen sollten, den Blick für die „Obszönitäten in der gegenwärtigen Welt“ zu schärfen; als solche erscheinen ihm u.a. die Ausprägung der Zweidrittelgesellschaft, das Verhältnis von industrialisierter zu Dritter Welt oder bestimmte Wachstums- und Konsumraten (vgl. Kramer 1993, 305 f.). Die Hamburger Konzeption weist Wege, wie die Umsetzung solcher Themen, die zunächst eher Schlagworte darstellen, in der musealen Praxis gelingen könnte. Auch Lipp hat diesbezügliche Anregungen gegeben, die nach wie vor auf Erprobung in größerem Umfang warten. Unwägbarkeiten hinsichtlich der Decodierung abstrahierender Inszenierungen werden bleiben, doch deshalb solche Risiken nicht einzugehen, würde an der verbreiteten Unzufriedenheit mit den inzwischen konventionellen Darstellungsweisen nichts ändern. Zudem könnte eine Problemorientierung mit stärkerem Gegenwartsbezug dazu beitragen, die jeweiligen Darstellungen verständlicher (aber eben nicht einfach eingängiger!) zu machen.

Bei der musealen Nutzung von Industriedenkmalen in situ scheinen die Gefahren der bloßen Eingängigkeit vor Rekonstruktionen bzw. naturalistischen Inszenierungen zu kulminieren. Es ist ein schmaler Grat zwischen den Authentizitätserwartungen, die durch die Öffentlichkeitsarbeit der Museen geweckt werden, und dem Wissen darüber, daß Authentizität gar nicht erreicht werden kann; ebenso schmal ist der Grat zwischen dem Bemühen darum, Funktionswandel und Museumsrealität transparent werden zu lassen und dem auch für Museologen bestehenden Reiz, die Authentizitätsannäherung möglichst weit zu führen. Industriegeschichtliche Museumspraxis wird noch auf lange Sicht ein Tasten nach Vermittlungsformen bedeuten, gerade wenn es darum geht, Menschen in den Mittelpunkt zu rücken, wo nunmehr Maschinen dominieren. Es kann nicht schaden, sich ins Gedächtnis zu rufen, was Krankenhagen 1987 hinsichtlich des MdA-Aufbaus zu bedenken gab: wer sich einer solchen Aufgabe stelle, brauche „auch den Mut, auf neuen Wegen im Einzelfall scheitern zu können“ (Krankenhagen 1987, 36).

Zudem sollte nicht vergessen werden, daß eine wichtige Aufgabe von Museen darin liegt, Öffentlichkeit für bestimmte Objekte überhaupt erst *herzustellen* (vgl. Kramer 1994, 540). Die museale Nutzung von Industriedenkmalen scheint mir ein Paradebeispiel für die Erfüllung dieser Aufgabe zu sein. Dauskardts Mahnung, sich dabei auf industriegeschichtliche Highlights zu beschränken, ist

berechtigt, wird die von ihm beklagte „Flut“ – so die Entwicklung diese Formulierung denn tatsächlich rechtfertigt – jedoch nicht automatisch begrenzen können, denn die vor Ort Engagierten und vom Reiz eines Objektes Eingenommenen dürften immer in der Lage sein, dessen besonderen Rang überzeugend herauszustreichen.

Zunächst kann die Ausweitung der Museumslandschaft in Richtung Industriegeschichte also als prinzipieller Erfolg bei der Herstellung von Öffentlichkeit für vormals vernachlässigte, ja ignorierte Objekte und Themen gelten. Daß dieser Erfolg erzielt wurde, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit doch erst die Voraussetzungen für eine sinnvolle, zukunftssträchtige Museumsarbeit geschaffen sind. DAS Industriemuseum wird es nicht geben können. Mit musealen Mitteln eine Fortschrittsbilanz zu ziehen, ist der *Hamburger Weg* – er wird andernorts bestenfalls punktuell besritten werden können. Brechungen und Transparenz der Präsentation, Gegenwarts- und Strukturbezüge – dies alles bleibt einzufordern, doch jeder Standort bietet andere Bedingungen dafür, und bisweilen wird man auf manches verzichten müssen und können. Die jeweiligen Gegebenheiten auszuloten und methodenkritisch an sie anzuknüpfen (vgl. Kallinich 1990, 203), sollte den Museumsaufbau freilich immer bestimmen. Zudem sollten sich die Industriemuseen über den Rahmen der Beteiligung von Praxisexperten, Förderkreisen etc. hinaus öffnen und ihre Einbindung in das kulturelle und politische Leben am Ort betreiben. Indem sich das Museum als Forum anbietet, wird es ihm auch leichter gelingen, mit seinen spezifischen Möglichkeiten als Diskussteilnehmer aufzutreten und in dieser Funktion Denkanstöße zu liefern.

4. Zum Vorbildcharakter „lebendiger“ Museums-konzepte

4.1. Aspekte eines Schlagwortes

Nach der ausführlichen Übersicht über Entwicklungen in der Musealisierung von Technik und Arbeit möchte ich den Blick auf einen speziellen Aspekt der Konzeptionen neuer Industriemuseen richten und damit zugleich auch die erneute Annäherung an die Göttinger Saline Luisenhall beginnen. Aufgrund der dort betriebenen und andernorts fast überall aufgegebenen Technik der Siedesalzerzeugung (vgl. 2.9.) drängt sich die Bezeichnung „lebendiges Industriedenkmal“ für diesen Betrieb geradezu auf (Ballhaus 1988, 92). Käme es zu einer wie auch immer gestalteten Öffnung der Saline für Besucher, wäre das Etikett ‚lebendiges Museum‘ für eine solche Erschließung schnell vergeben.

Wenn sich ein Museum heute selbst als ‚lebendig‘ bezeichnet, so geschieht dies häufig im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit, um den generellen Imagewandel der Institution zu unterstreichen und auf das betreffende Haus zu beziehen. Wohl jeder Mitarbeiter eines Museums würde protestieren, wenn man ‚seinem‘ Museum den Vorwurf machen würde, es handele sich um ein ‚totes‘ Haus. Museale Lebendigkeit muß also nicht unbedingt mit historischen Arbeitsabläufen in Verbindung gebracht werden, sie ist weder verbindlich definiert noch läßt sie sich messen. Somit fallen Antworten auf die Frage, was ein ‚lebendiges Museum‘ denn letztlich ausmache, auch sehr unterschiedlich aus.

Vornehmlich pragmatisch verwendet Thomas Parent den Begriff: Schon bevor sich abzeichnete, daß die Dortmunder Zeche Zollern II/IV als zukünftige Zentrale des Westfälischen Industriemuseums fungieren würde, habe die Maschinenhalle aufgrund ihrer Nutzung für wechselnde Foto- und Kunstausstellungen sowie für Stadtteilstefte ein „lebendiges Museum“ dargestellt (Parent 1987, 32).

Bedeutet also die Vielfalt von durchaus nicht immer museumstypischen Nutzungen einen Nachweis von Lebendigkeit? Für Udo B. Wiesinger, Mitarbeiter des Museums Industrielle Arbeitswelt im österreichischen Steyr, umfaßt der Begriff eine andere Dimension, für ihn ist Lebendigkeit ein Synonym für die neuerlich angemahnte inhaltlich provokative Museumsarbeit: „Das Museum, das sich mit Alltagsfragen, Arbeitswelt usw. beschäftigt, kann nicht für alle da sein und es allen recht machen. [...] Ein ‚lebendiges‘ Museum macht auch Regional-

9.2. Literatur und gedruckte Quellen

Adreß-Buch 1883

Allgemeines Adreß-Buch für Göttingen. Göttingen 1883.

Adreß-Buch 1890

Allgemeines Adreß-Buch für Göttingen. Göttingen 1890.

Adreßbuch 1905

Allgemeines Adreßbuch: Adressen der Umgegend. Göttingen 1905.

Aegerter 1987

Aegerter, Simon: Das Technorama der Schweiz in Winterthur. In: *Kultur & Technik* 11 (1987) 3, S. 168–171.

Ahlbrecht 1933-34

Ahlbrecht, Heinrich: Christian Friedrich Andreas Rohns und sein Werk. Ein Lebens- und Charakterbild. In: *Neues Göttinger Jahrbuch* 4 (1933-34), S. 13–32.

Albrecht 1991

Albrecht, Helmuth: Das Projektseminar „Kalkwerk Untermarchtal“. In: Ders. u.a.: *Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb.* Hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund Stuttgart. *Ubstadt-Weiher 1991 (= Technik + Arbeit, Schriften des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim 4)*, S. 324–333.

Amelung 1978

Amelung, Ulf: Von der fürstlichen Raritätenkammer zum modernen Science Center. In: *Umschau* 78 (1978) 13, S. 395–401.

Arbeit 1994

...in Arbeit! Aufbau und Perspektiven des Rheinischen Industriemuseums. Köln 1994 (= *Schriften des Rheinischen Industriemuseums* 8).

Arbeitszyklus o.J.

Arbeitszyklus in der Gießerei. Informationsblatt des Technischen Schaudenkmals Gießerei Heinrichshütte Wurzach o.O., o.J.

Assion 1986

Assion, Peter: Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur musealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur. In: U. Jeggle u.a. (Hg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung.* Reinbek 1986, S. 351–362.

Auer 1974

Auer, Hermann: Technische Museen. In: *Denkschrift Museen. Zur Lage der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West).* Hrsg. v. d. Deutschen Forschungsgemeinschaft. Boppard 1974, S. 101–118.

Ballhaus 1987

Ballhaus, Edmund: Der volkskundliche Film. Ein Beitrag zur Theorie- und Methodendiskussion. in: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* NF 21 (1987), S. 108–130.

Ballhaus 1988

Ballhaus, Edmund: Mit 5 PS in die Gegenwart. Eine Siedepfannensaline als lebendiges Industriedenkmal. In: K. Duwe, C. Gottschalk u. M. Koerner (Hg.): *Göttingen ohne Gänseliesel. Texte und Bilder zur Stadtgeschichte.* Gudensberg-Gleichen 1988, S. 92–98.

Baltz 1896

Baltz, Carl: Die Siedesalz-Erzeugung von ihren Anfängen bis auf ihren gegenwärtigen Stand, nebst einem Anhang über Seesalinen. In: *Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preußischen Staate* 44 (1896), S. 207–371.

Beiträge 1866

Beiträge zur Statistik des vormaligen Königreichs Hannover. Herausgegeben vom Königlichen Statistischen Bureau zu Hannover. Zwölftes Heft. Hannover 1866.

Besucher 1991

Die Besucher im Prozeß der Musealisierung. Bericht über einen Vortrag von Ulrich Borsdorf. In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelic (Hg.): *Besucherinteressen und Besucherverhalten in historischen Museen und Ausstellungen.* Dokumentation einer Tagung. Recklinghausen 1991 (= *Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 7*), S. 20–23.

Biermann 1984

Biermann, Alfons W.: Das Rheinische Industriemuseum – Gedanken zur Zielsetzung, Aufgabe, Realisierung und Ausgestaltung. In: *Rheinisches Industriemuseum.* Hrsg. v. Landschaftsverband Rheinland. Köln 1984 (= *Schriften des Rheinischen Industriemuseums* 1), S. 42–45.

Bock 1981

Bock, Sabine: *Denkmale des Salinenwesens in der Deutschen Demokratischen Republik.* Dissertation. Weimar 1981.

Boeck 1981

Boeck, Urs: *Technikgeschichte und Denkmalpflege.* In: *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 1 (1981) 2, S. 24–29.

Bönig 1992

Bönig, Jürgen: Fortschritt in der Industrialisierung? Arbeit im Konzept – Konzept in Arbeit. In: Hamburgs Museen 16 (1992) 6, S. 2/3.

Bönnighausen 1984

Bönnighausen, Helmut: Fünf Branchen – ein Museum. In: Museumskunde 49 (1984) 3, S. 179–183.

Bönnighausen 1988

Bönnighausen, Helmut: Sammlungsstrategien: Industriemuseen. In: Museumskunde 53 (1988) 3, S. 139–141.

Bohnsack 1984

Bohnsack, Almut: Mehr als ein Plan. Die historische Spinnerei Gartetal soll ein lebendiges Museum werden. In: Niedersachsen 84 (1984) 5, S. 240–242.

Bolenz 1991

Bolenz, Eckhard: Technik und Nation. Einige Überlegungen zu Technikpräsentation und nationaler Erfahrung mit Technik anhand des Pariser Technikmuseums „La Villette“. In: Ideologie der Objekte – Objekte der Ideologie. Naturwissenschaft, Medizin und Technik in Museen des 20. Jahrhunderts. Vorträge der 73. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik vom 2. bis 5. Oktober 1990 in Mannheim. Kassel 1991, S. 115–121.

Borsdorf 1987

Borsdorf, Ulrich: Begrüßung im Museum. In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelic (Hg.): Geschichte der Arbeit im Museum. Dokumentation einer Tagung im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen. 11. bis 13. Mai 1987. Recklinghausen 1987 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 5), S. 64–66.

Borsdorf 1989

Borsdorf, Ulrich: Das Ruhrlandmuseum Essen. In: M. Fehr u. S. Grohé (Hg.): Geschichte – Bild – Museum. Zur Darstellung von Geschichte im Museum. Köln 1989, S. 89–96.

Brednich 1987

Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Georg Daniel Heumann. Der Göttingische Ausruff von 1744. Neu herausgegeben und kommentiert von Rolf Wilhelm Brednich. Göttingen 1987.

von der Brelie 1981

von der Brelie, Klaus: Nach 1024 Jahren erlosch das Feuer unter den Siedepfannen in Lüneburg. In: Heimatkalendar 1982 für die Lüneburger Heide. Celle 1981, S. 96–98.

Brockhaus 1989

Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Stichwort „Industriemuseum“. Bd. 10. Mannheim 191989, S. 477.

Burmeister 1985

Burmeister, Karl: Gemächlich mit 15 km/h vom Bahnhof zum Salinengelände. Aus der Geschichte eines Eisenbahn-Industrieanschlusses. In: Göttinger Tageblatt Nr. 247 vom 23. Oktober 1985.

Damus 1989

Damus, Martin: Alte Fabriken und nostalgische Baukunst der Gegenwart. Über den Zusammenhang von der Umnutzung alter Industrieanlagen und postmoderner Architektur. In: Nachlaß des Fabrikzeitalters. Alte Leitbilder. Nostalgische Baukunst. Industriemuseen. Köln 1989 (= Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 2), S. 20–38.

Danilov 1982

Danilov, Victor J.: Science and Technology Centers. Cambridge (Mass.)/London 1982.

Danne 1938

Danne, Hermann: Die Geschichte des Dorfes Grone auf Grund seiner Straßen-, Flur- und Forstnamen. Oldenburg 1938 (= Niedersächsischer Heimatbund e.V., Schriftenreihe Heft 10).

Dauskardt 1988

Dauskardt, Michael: Alles oder nichts? Landesmuseum für Handwerk und Technik: Konzeptionelle Überlegungen für die Zukunft. In: Technische Kulturdenkmale Nr. 17, Oktober 1988, S. 13–17.

Dauskardt 1993a

Dauskardt, Michael: Kompensation allerorten...? Das Museum zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In: M. Dauskardt u. H. Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993, S. 425–440.

Dauskardt 1993b

Dauskardt, Michael: Das Industriemuseum in der postindustriellen Gesellschaft – Chancen und Grenzen. In: Das Industriemuseum der Neunziger Jahre. Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Technischen Museum – Chancen und Grenzen. Beiträge eines internationalen Kolloquiums vom 10. bis 12. September 1992 in Chemnitz. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung und v. Industriemuseum Chemnitz. Chemnitz 1993, S. 16–28.

DDR-Handbuch 1985

DDR-Handbuch. Hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen. Köln³1985.

Deutsches Museum 1991

Deutsches Museum. Führer durch die Sammlungen. Hrsg. v. Deutschen Museum. München³1991.

Deutsches Wörterbuch 1984, Bd. 10

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Stichworte „Hall“ u. „Halle“. Bd. 10 = Bd. 4, Abt. 2. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1877. München 1984, Sp. 229–232.

Deutsches Wörterbuch 1984, Bd. 11

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Stichwort „Kämpfe“. Bd. 11 = Bd. 5. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1873. München 1984, Sp. 136.

Deutsches Wörterbuch 1984, Bd. 16

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Stichwort „Sogen“. Bd. 16 = Bd. 10, Abt. 1. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1905. München 1984, Sp. 1406.

Deutsches Wörterbuch 1984, Bd. 19

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Stichwort „Stören“. Bd. 19 = Bd. 10, Abt. 3. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1957. München 1984, Sp. 385–406.

Dienel 1991a

Dienel, Hans-Liudger: Ideologie der Artefakte. Die ideologische Botschaft des Deutschen Museums 1903–1945. In: Ideologie der Objekte – Objekte der Ideologie. Naturwissenschaft, Medizin und Technik in Museen des 20. Jahrhunderts. Vorträge der 73. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik vom 2. bis 5. Oktober 1990 in Mannheim. Kassel 1991, S. 105–113.

Dienel 1991b

Dienel, H[ans]-L[iudger]: Geschichte des Deutschen Museums. In: Deutsches Museum. Führer durch die Sammlungen. Hrsg. v. Deutschen Museum. München³1991, S. 139–143.

Diskussion 1993

Aus der Diskussion. In: Das Industriemuseum der Neunziger Jahre. Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Technischen Museum – Chancen und Grenzen. Beiträge eines internationalen Kolloquiums vom 10. bis 12. September 1992 in Chemnitz. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung und v. Industriemuseum Chemnitz. Chemnitz 1993, S. 37–44.

Duden Etymologie 1963

Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim/Wien/Zürich 1963 (Duden 7).

Ebel 1962

Ebel, Wilhelm: Catalogus Professorum Gottingensium 1734–1962. Göttingen 1962.

Einrichtungen 1876

Die Einrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter der grösseren gewerblichen Anlagen im Preussischen Staate. Bearbeitet im Auftrage des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. In drei Theilen. I. Theil. Beschreibung der Einrichtungen. Berlin 1876.

Einwohnerbuch 1922

Allgemeines Einwohnerbuch für Göttingen. Anhang: Einwohner-Verzeichnis des Landkreises Göttingen. Göttingen 1922.

Elektro-Experimenta o.J.

Auf den Spuren einer geheimnisvollen Kraft. Elektro-Experimenta. Eine Ausstellung zum Anfassen. o. O., o. J.

Emons/Walter 1986

Emons, Hans-Heinz; Walter, Hans Henning: Mit dem Salz durch die Jahrtausende. Geschichte des weißen Goldes von der Urzeit bis zur Gegenwart. Leipzig²1986.

Emons/Walter 1988

Emons, Hans-Heinz; Walter, Hans Henning: Alte Salinen in Mitteleuropa. Zur Geschichte der Siedesalzerzeugung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Leipzig 1988.

Engels 1881

Engels: Geschichte der Saline Salzderhelden. In: Zeitschrift für Bergrecht 22 (1881), S. 328–351.

Erhebung 1990

Erhebung der Besuchszahlen an den Museen der Bundesrepublik Deutschland samt Berlin (West) mit Besuchszahlenangaben zu den Museen der (ehemaligen) DDR für das Jahr 1989. Berlin 1990 (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde Berlin 31).

Faltblatt Bad Friedrichshall

Faltblatt Besucherbergwerk Bad Friedrichshall. o.O., o.J.

Faltblatt Bad Nauheim o.J.

Faltblatt Salzmuseum Bad Nauheim. o.O., o.J.

Faltblatt Berchtesgaden [1993]

Faltblatt Salzbergwerk Berchtesgaden. Glück auf! o.O., o.J. [1993].

Faltblatt Eksperimentarium o.J.

Deutschsprachiges Faltblatt des Eksperimentariums Hellerup/Dänemark. o.O., o.J.

Faltblatt Lüneburg o.J.

Faltblatt Deutsches Salzmuseum / Industriedenkmal Saline Lüneburg. o.O. [Lüneburg], o.J.

Faltblatt Rottweil o.J.

Faltblatt Salinenmuseum Unteres Bohrhaus Rottweil. Hrsg. v. d. Stadt Rottweil. o.O. [Rottweil], o.J.

Faltblatt Ruhpolding o.J.

Faltblatt Holzknemtmuseum Ruhpolding: Vom Einst zum Jetzt. o.O., o.J.

Faltblatt Solingen o.J.

Faltblatt Gesenkschmiede Hendrichs. Außenstelle Solingen des Rheinischen Industriemuseums. Hrsg. v. Landschaftsverband Rheinland. o.O., o.J.

Faulenbach 1991

Faulenbach, Bernd: Zur Rolle der historischen Museen in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart. In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelich (Hg.): Besucherinteressen und Besucherverhalten in historischen Museen und Ausstellungen. Dokumentation einer Tagung. Recklinghausen 1991 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 7), S. 6–19

Faulenbach/Jelich 1986

Faulenbach, Bernd/Jelich, Franz-Josef: Die Geschichte von Arbeit und Technik im Museum – Zu zwei Neugründungen in NRW. In: W. Fricke u. a. (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik NRW 1986. Bonn 1986, S. 495–507.

Fischer 1978

Fischer, Wolfram: Die Pionierrolle der betrieblichen Sozialpolitik im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: H. Pohl (Hg.): Betriebliche Sozialpolitik deutscher Unternehmen seit dem 19. Jahrhundert. Referate und Diskussionsbeiträge des wissenschaftlichen Symposiums der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e.V. am 25. November 1977 in Hamburg. Wiesbaden 1978 (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte. Beiheft 12), S. 34–51.

Föhl 1976

Föhl, Axel: Technische Denkmale: Inventarisierung und Dokumentation. In: Ders. (Hg.): Technische Denkmale im Rheinland. Köln 1976 (= Landeskonservator Rheinland. Arbeitsheft 20), S. 7–9.

Föhl 1990

Föhl, Axel: Industriedenkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland. Einige Bemerkungen zum Stand der Dinge. In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 48 (1990) 2, S. 122–133.

Föhl [1994]

Föhl, Axel: Bauten der Industrie und Technik. Bonn, o.J. [1994] (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 47).

Foerster 1993

Foerster, Cornelia: Sammeln oder Nichtsammeln – und was dann? Zur Aussapassé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992. Tübingen 1993 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11), S. 34–58.

Freizeit Magazin

Freizeit Magazin (Göttingen) Nr. 34 vom 22. August 1990.

Frosch 1984

Frosch, Siegfried: Bericht des Vorstandes der Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle über die Wirksamkeit ihrer Mitglieder im Zeitraum von 1974 bis 1984. In: 460 Jahre Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle 1524–1984. Hrsg. v. Vorstand der Salzwirker-Brüderschaft. Halle/Saale 1984, S. 5–9.

Fürer 1900

Fürer, Franz Adolf: Salzbergbau und Salinenkunde. Braunschweig 1900.

Funk 1995

Funk, Michael: Piesberger Anthrazit und mehr. Das Museum Industriekultur Osnabrück. In: Technische Kulturdenkmale Nr. 30, April 1995, S. 18–22.

Geschichte [1979]

Geschichte der Saline Luisenhall zusammengestellt anlässlich der Feier des 125jährigen Jubiläums der Saline am 30. Juli 1979. o.O., o.J. [Göttingen 1979].

Geschichtsfest 1988

Programmheft für das 4. Geschichtsfest '88 in Hannover. Hrsg. v. d. Geschichtswerkstatt Hannover. Hannover 1988.

Glaser 1981

Glaser, Hermann: Industriekultur und demokratische Identität. Ein Lagebericht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 31 (1981) 41–42, S. 3–46.

Glaser 1984

Glaser, Hermann: Was heißt und zu welchem Ende studiert und präsentiert man Industriekultur? In: *Museumskunde* 49 (1984) 2, S. 94–106.

Glaser 1985

Glaser, Hermann: Kommunale Kulturpolitik. Bürgernahe Kultur in der Gemeinde. Bonn 1985 (= Das Mandat. Arbeitshefte zur Kommunalpolitik).

Gluth o.J.

Gluth, Klaus: Das Brunnhaus Klaushäusl bei Grassau. Geschichte und technische Funktion einer Pumpstation an der Soleleitung von Reichenhall nach Rosenheim 1810–1958. o.O., o.J.

Godau 1989

Godau, Sigrid: Inszenierung oder Rekonstruktion? Zur Darstellung von Geschichte im Museum. In: M. Fehr u. S. Grohé (Hg.): *Geschichte – Bild – Museum*. Zur Darstellung von Geschichte im Museum. Köln 1989, S. 199–211.

Görg 1989

Görg, Horst-Dieter: Industriemuseum in alten Hanomag-Hallen. Das Projekt „Museum für Industrie und Arbeit“ in Hannover-Linden. In: *Technische Kulturdenkmale* Nr. 19, Oktober 1989, S. 19–21.

Göttke-Krogmann 1994

Göttke-Krogmann, Helmut: Industrie Museum Lohne. Fünf Jahre eines jungen Museums – Wie geht es weiter? In: *Mitteilungsblatt des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen* Nr. 47, Februar 1994, S. 53–60.

Götzfried 1992

Götzfried, F.: Technologie der Speisesalzgewinnung. In: H. J. Holtmeier (Hg.): *Die Bedeutung von Natrium und Chlorid für den Menschen*. Berlin/Heidelberg 1992, S. 173–181.

Gottmann 1985

Gottmann, Günther: Das Planungskonzept. In: *Museum für Verkehr und Technik Berlin*. Schätze und Perspektiven. Ein Wegweiser zu den Sammlungen. Berlin 1985 (= Berliner Beiträge zur Technikgeschichte und Industriekultur. Schriftenreihe des Museums für Verkehr und Technik Berlin 1), S. 137–144.

Gresky 1979

Gresky, Wolfgang: 125 Jahre Saline Luisenhall – ein geschichtlicher Überblick. In: *Göttinger Monatsblätter* 6 (1979) 64, S. 4/5.

Grotefend-Festschrift [1965]

1865–1965. 100 Jahre C. Grotefend. Göttingen. o.O., o.J. [Göttingen 1965], unpaginiert.

Grütter 1992

Grütter, Karl Theodor: Dargestellte Geschichte. Erkenntnispotentiale historischer Museen und Ausstellungen. In: B. Lundt u. H. Reimöller (Hg.): *Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters*. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages. Köln/Weimar/Wien 1992, S. 381–398.

GT

Göttinger Tageblatt, verschiedene Jahrgänge.

Günter 1975

Günter, Roland: Teil B. In: Klotz, Heinrich; Günter, Roland; Kiesow, Gottfried: *Keine Zukunft für unsere Vergangenheit? Denkmalschutz und Stadtzerstörung*. Gießen 1975, S. 91–143.

GW

Göttingisches Wochenblatt, verschiedene Jahrgänge.

GZ

Göttinger Zeitung, verschiedene Jahrgänge.

Haist 1993a

Haist, Karin: Menschen hinter den Objekten. Problematik einer Sammlungspraxis in alltags- und lebensgeschichtlichen Zusammenhängen. In: *Europa im Zeitalter des Industrialismus. Zur „Geschichte von unten“ im europäischen Vergleich*. Beiträge zur gleichnamigen wissenschaftlichen Tagung im Dezember 1990. Hrsg. v. Museum der Arbeit, Hamburg. Hamburg 1993, S. 238–246.

Haist 1993b

Haist, Karin: Geschichte von unten im Museum. Die Abschlußdiskussion. In: *Europa im Zeitalter des Industrialismus. Zur „Geschichte von unten“ im europäischen Vergleich*. Beiträge zur gleichnamigen wissenschaftlichen Tagung im Dezember 1990. Hrsg. v. Museum der Arbeit, Hamburg. Hamburg 1993, S. 312–317.

Haist/Schneider 1993

Haist, Karin; Schneider, Ursula: Die industrialisierte Alltagswelt im Museum: Ein Fortschritt für Aufklärung – Aufklärung über den Fortschritt? In: M. Dauskardt u. H. Gerndt (Hg.): *Der industrialisierte Mensch*. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993, S. 411–423.

Hampe 1952

Hampe, Heinrich: Die Bevölkerungsentwicklung von Grone. In: *Göttinger Jahrbuch* 1 (1952), S. 24–30.

Handels- u. Industriemuseum Hannover [1938]
Handels- u. Industriemuseum Hannover der Industrie- und Handelskammer zu Hannover. o. O., o. J. [Hannover 1938].

Handelskammer-Jahresbericht
Jahresberichte der Handelskammer zu Göttingen, verschiedene Jahrgänge.

Hann. Allg. Ztg.
Hannoversche Allgemeine Zeitung Nr. 116 vom 19. Mai 1995.

Hann. Presse
Hannoversche Presse (Ausgabe Göttingen) Nr. 11 vom 23. August 1946.

Heer/Ullrich 1985
Heer, Hannes; Ullrich, Volker: Die „neue Geschichtsbewegung“ in der Bundesrepublik. Antriebskräfte, Selbstverständnis, Perspektiven. In: Dies. (Hg.): Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Reinbek 1985, S. 9–36.

Henkel/Landt 1994a
Henkel, Wolfgang; Landt, Matthias: Erlebnis Museum. Die 100 erlebnisreichsten Museen Deutschlands. Hamburg 1994.

Henkel/Landt 1994b
Henkel, Wolfgang; Landt, Matthias: Museumsführer Schleswig-Holstein. Hamburg 21994.

Henninger 1992
Henninger, Gerd: Das Projekt Industriemuseum Brandenburg – Konzeption. Unveröffentlichtes Manuskript. Berlin 1992.

Herzberg 1982
Herzberg, Rose: Zum Stand der Darstellung von Kultur und Lebensweise des werktätigen Volkes in ethnographischen Ausstellungen. In: Neue Museumskunde 25 (1982) 1, S. 19–32.

Heyne 1988
Heyne, Martin: Technische Museen. Stand und Aufgaben. In: Neue Museumskunde 31 (1988) 4, S. 253–261.

Hildesh. Allg. Ztg.
Hildesheimer Allgemeine Zeitung Nr. 106 vom 8. Mai 1987.

HNA
Hessische/Niedersächsische Allgemeine (Kassel, Ausgabe Eschweger Allgemeine) Nr. 255 vom 1. November 1979.

Hochreiter 1994
Hochreiter, Walter: Vom Musentempel zum Lernort. Zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800–1914. Darmstadt 1994.

Höhmnn 1992
Höhmnn, Rolf: Denkmale der Industrie – Museen der Industrie? In: Museum und Denkmalpflege. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM- und ICOMOS-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 30. Mai bis 1. Juni 1991 am Bodensee. Hrsg. v. H. Auer. München u.a. 1992, S. 56–61.

Hoffmann 1990
Hoffmann, Detlef: Einführung in Thema und Tagung. In: D. Hoffmann u. K. Ermer (Hg.): Industriekultur. Von der Musealisierung der Arbeitsgesellschaft. Dokumentation einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vom 8. bis 10. Dezember 1989. Rehburg-Loccum 1990 (= Loccumer Protokolle 67/1989), S. 5–12.

Hofmann 1982
Hofmann, Ernst: Kulturgeschichtliche Ausstellungen. Diskussionsbemerkungen zu Möglichkeiten und Problemen. In: Neue Museumskunde 25 (1982) 4, S. 250–257.

Hudson 1987
Hudson, Kenneth: Industriemuseen – die neue Generation (Übersetzung aus dem Englischen). In: Vorträge anlässlich der Fachtagung „Industriegeschichte im Museum“ am 25.10.1986 in Rüsselsheim. Sonderdruck des Hessischen Museumsverbandes e.V. Kassel 1987, ohne durchgehende Paginierung, hier S. 1–14.

Industriemuseum o.J.
Westfälisches Industriemuseum. Arbeit und Alltag. ...aus sechs Generationen. o.O., o.J.

Industrie- und Filmmuseum o.J.
Informationsblatt des Industrie- und Filmmuseums Wolfen e.V. o.O., o.J.

Jacobeit 1980
Jacobeit, Wolfgang: Gedanken über museale Ausstellungen zur Kultur und Lebensweise der Arbeiterklasse. In: Forschungen und Berichte der Staatlichen Museen zu Berlin 20/21 (1980), S. 601–609.

Jahn 1987
Jahn, Hajo: Rheinisches Industriemuseum: Ein märchenhafter Glücksfall. In: Technische Kulturdenkmale Nr. 15, Oktober 1987, S. 14–16.

Jahrbuch Bergbau 1950
Jahrbuch des deutschen Bergbaus. Jg. 57. Essen 1950.

Jahrbuch Bergbau 1995
Jahrbuch 1995. Bergbau. Erdöl und Erdgas. Petrochemie. Elektrizität. Umweltschutz. Jg. 102. Essen 1995.

Jahresbericht o.J.
Jahresbericht des Handels- und Industrie-Museums (Schoch-Stiftung der Handelskammer) in Hildesheim über das Geschäftsjahr 1912/13. Hildesheim o.J.

Jelich 1989
Jelich, Franz-Josef: Wegweiser zu industrie- und sozialgeschichtlichen Sammlungen und Museen. Zur Begründung eines Projekts. In: Arbeit und Arbeiterbewegung in Museen und Ausstellungen. Dokumentation einer Tagung vom 14. bis 15. September 1988 in Recklinghausen. Recklinghausen 1989 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 6), S. 95–101.

Kage 1975
Kage, August: Grone. Stadtteil von Göttingen in Bild und Wort. Göttingen 1975.

Karge/Kartowitsch/Schmidt 1991
Karge, Wolf; Kartowitsch, Klaus; Schmidt, Ursula: Museumsführer Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 1991.

Kallinich 1990
Kallinich, Joachim: Arbeitswelt und Museum – Gestaltungsprinzipien des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim. In: Museumskunde 55 (1990) 3, S. 198–203.

Kelterborn 1935
Kelterborn, [Ernst]: Noch einmal die Rohns'sche Badeanstalt. In: Alt Göttingen 3 (1935) 2, S. 6/7.

Kelterborn 1958
Kelterborn, Ernst: Weltpresse schrieb: Göttingen erstes Volksheilbad. Die Kurort-Idee ist nicht neu – Schon Rohns schuf eine Heilbadeanstalt. In: Göttinger Tageblatt Nr. 215 vom 16. September 1958.

Klein 1991
Klein, Hans-Joachim: Vom Meisterwerk zum Werkmeister – Publikumsinteressen und Wahrnehmungsweisen bei der Darstellung von Technik und Industriekultur. In: Museumskunde 56 (1991) 3, S. 148–161.

Klein/Wüsthoff-Schäfer 1990

Klein, Hans-Joachim; Wüsthoff-Schäfer, Barbara: Inszenierungen an Museen und ihre Wirkung auf Besucher. Berlin 1990 (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde Berlin 32).

Klepsch 1980

Klepsch, Hugo: Das Salzmuseum in Bad Sooden-Allendorf. In: Werraland 32 (1980) 2, S. 27.

Knauß/Kulle 1982

Knauß, Ulrich; Kulle, Reinhold: Göttingen-Grone. Beiträge zur Stadtentwicklungsplanung. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Kassel 1982.

Knerr/Wolf/Ströhle 1988

Knerr, Günter; Wolf, Thomas; Ströhle, Hubert: Technische Museen und Denkmäler in Niedersachsen. Gutachten zur Bedeutung und musealen Nutzung im Auftrage des Niedersächsischen Ministers für Wissenschaft und Kunst. o.O. 1988.

Knorr 1963

Knorr, H. A. (Hg.): Handbuch der Museen und wissenschaftlichen Sammlungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Halle/Saale 1963.

Köbrich 1870

Köbrich, Carl: Ueber das auf der Saline Luisenhall bei Göttingen angewendete maschinelle Seilbohren. In: Berg- und Hüttenmännische Zeitung 29 (1870), S. 33–35, 39–44 u. 52–54.

König/Kollmann 1976

König, York-Egbert; Kollmann, Karl: Salzsieden wie zu alten Zeiten. Erinnerung an die vor 70 Jahren stillgelegte Saline Sooden. In: Werraland 28 (1976) 3, S. 42.

Körner 1981

Körner, Gerhard: Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg. [Führer durch Abteilung] D. Saline. Lüneburg 1981.

Koch 1958

Koch, Diether: Das Göttinger Honoratiorentum vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung der ersten Göttinger Unternehmer. Göttingen 1958 (= Untersuchungen zur Ständegeschichte Niedersachsens 1).

König 1988

König, Gerd: Zur Geschichte der Industrialisierung im Rheinland. Außenstelle Euskirchen-Kuchenheim. In: Geschichte im Westen 3 (1988) 1, S. 126/127.

Konnerth/Hartmann 1989

Konnerth, Michael; Hartmann, Hans-Heinz: Das Bad Rappenauer Museum. In: Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung. Folge 11 (1989), S. 284–287.

Konzeption Hannover 1988

Vorläufige Konzeption zur Errichtung des Museums der Industrie und Arbeit in Hannover (Stand: Juli 1987). In: Förderverein zur Errichtung des Museums der Industrie und Arbeit in Hannover e.V. Hannover 1988.

Korff 1985

Korff, Gottfried: Geschichte im Präsenz [sic!]? Notizen zum Problem der ‚Verlebung‘ von Freilichtmuseen. In: H. Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen. Cloppenburg 1985, S. 43–54.

Korff 1986

Korff, Gottfried: Industriekultur – museumsreif? In: Werk und Zeit 3/1986, S. 5.

Korff 1990

Korff, Gottfried: Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat. In: W. Zacharias (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Essen 1990, S. 57–71.

Korff 1993

Korff, Gottfried: Die Wonnen der Gewöhnung. Anmerkungen zu Positionen und Perspektiven der musealen Alltagsdokumentation. In: G. Korff u. H.-U. Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkswissenschaftlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992. Tübingen 1993 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11), S. 18–33.

Kotzi 1995

Kotzi, Monika: Ohne Holz kein Salz. Holzwirtschaft zur Energiegewinnung der Saline Traunstein. Begleitheft zur Sonderausstellung vom 18. Juli 1995 bis 31. Dezember 1995 im Holzknechtmuseum Ruhpolding. Ruhpolding 1995 (= Schriften des Holzknechtmuseums Ruhpolding 1).

Krakow 1986

Krakow, Lutz: Ingenieurgeologische Kartierung der Stadt Göttingen. Teilblatt Grone Nord. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Göttingen 1986.

Kramer 1992

Kramer, Dieter: Museen in der Prosperitätsgesellschaft: Pläsier und Anregungspotential für zukunftsfähige Persönlichkeiten? In: A. Schmidt-Herwig u. G. Wintter (Hg.): Museumsarbeit und Kulturpolitik. Bildungs- und Vermittlungsfragen im Schnittpunkt kultureller Interessen. Frankfurt am Main 1992, S. 45–56.

Kramer 1993

Kramer, Dieter: Wie wird Alltagsgeschichte zum Anstoß? oder: Die Dialektik der Aufklärung im Museum. In: Europa im Zeitalter des Industrialismus. Zur „Gesellschaftlichen Tagung im Dezember 1990. Hrsg. v. Museum der Arbeit, Hamburg. Hamburg 1993, S. 305–308.

Kramer 1994

Kramer, Dieter: Museumswesen. In: R. W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2/1994.

Krankenhagen 1984

Krankenhagen, Gernot: Technik und Arbeitergeschichte – oder: Was sollen Maschinen im Industriemuseum? In: Geschichtsdidaktik 9 (1984) 1, S. 9–16.

Krankenhagen 1987

Krankenhagen, Gernot: Hamburg plant ein Museum der Arbeit – seit 1980 oder: Warum ist es so schwer, ein Museum der Arbeit zu realisieren? In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelic (Hg.): Geschichte der Arbeit im Museum. Dokumentation einer Tagung im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen. 11. bis 13. Mai 1987. Recklinghausen 1987 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 5), S. 34–54.

Krebs 1992

Krebs, Stefanie: Landschaft mit Salz. Gestalterischer Entwurf Saline Luisenhall. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Hannover 1992.

Kreilinger 1989

Kreilinger, Kilian: Handwerksvorführungen – Zerstörung als didaktische Aufgabe? In: Museumskunde 54 (1989) 1, S. 8–15.

Kreschel 1979

Kreschel, Katharina: Der Brennaborprolet – Arbeiteralltag in Brandenburg (Havel). Bemerkungen zur Sonderausstellung im Museum Brandenburg. In: Neue Museumskunde 22 (1979) 4, S. 250–262.

Kreschel 1990

Kreschel, Katharina: Zur ethnographischen Arbeit am Museum Brandenburg. Ausstellungen und ihre Resonanz. In: Mitteilungen und Materialien. Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum e.V. (1990) 31, S. 109–118.

Kreschel 1991

Kreschel, Katharina: Alltagsgeschichte in Brandenburg – Möglichkeiten der Regionalmuseen. In: Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich. Wissenschaftliches Kolloquium vom 13. bis 17. November 1989 in Berlin. Anlässlich des 100jährigen Bestehens des Museums für Volkskunde. Berlin 1991, S. 39–43.

Kriedte 1988

Kriedte, Peter: Die Kehrseiten der Wohltätigkeit. Die Wollwarenfabrik Hermann Levin und ihre Arbeiterinnen und Arbeiter. In: K. Duwe, C. Gottschalk u. M. Koerner (Hg.): Göttingen ohne Gänseliesel. Texte und Bilder zur Stadtgeschichte. Gudensberg-Gleichen 1988, S. 85–91.

Kropf 1987

Kropf, Rudolf (Hg.): Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft. Katalog zur Oberösterreichischen Landesausstellung vom 30. April bis 2. November 1987 in Steyr-Wehrgraben. Linz 1987.

Krummheuer/(Pierlings) 1989

Krummheuer, Eberhard: Das Museum, das heiße Eisen schmiedet. Mit Fotos von Frank Pierlings. In: Handelsblatt-Magazin 7/89, Beilage zum Handelsblatt Nr. 131 vom 11. Juli 1989.

Kuczynski 1983

Kuczynski, Jürgen: Unsere Museen und der Alltag. In: Neue Museumkunde 26 (1983) 1, S. 37–39.

Kuhn/Schneider 1978

Kuhn, Annette; Schneider, Gerhard: Statt eines Vorworts: Einige Forderungen der Geschichtsdidaktik an das (Historische) Museum. In: A. Kuhn u. G. Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum. Düsseldorf 1978 (= Geschichtsdidaktik 4), S. 7–10.

Kuisle 1994

Kuisle, Anita: Das Bad Reichenhaller Salzmuseum. In: Museum heute Nr. 7, Juli 1994, S. 3–8.

Kultur 1979

Kultur aktiv in alten Gebäuden. Eine Dokumentation über soziokulturelle Zentren. Berlin 1979.

Kultusministerkonferenz 1995

Kultusministerkonferenz verabschiedete Empfehlung zur Industriekultur. In: Denkmalschutz-Informationen 19 (1995) 2, S. 8–11.

Lamschus 1983

Lamschus, Christian: Konzeption des „Industriedenkmal Saline Lüneburg“. In: Das Industriedenkmal Saline Lüneburg. Planungen für ein Salzmuseum von europäischem Rang. Hrsg. v. Förderkreis Industriedenkmal Saline Lüneburg e.V. Lüneburg 1983, S. 3–29.

Lamschus 1985

Lamschus, Christian: Auf den Spuren des Salzes in Lüneburg. Ein salziger Stadtführer. Lüneburg 1985 (= De Sulte 1).

Lamschus 1987

Lamschus, Christian: Das Industriedenkmal Saline Lüneburg – Entstehung und Konzeption. In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 7 (1987) 2, S. 53–56.

Ch. Lamschus 1990

Lamschus, Christian: Das Deutsche Salzmuseum in Lüneburg. In: Mitteilungsblatt Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. Nr. 37, Februar 1990, S. 43–48.

H. Lamschus 1990

Lamschus, Hilke: Wie sag ich's dem Besucher? Möglichkeiten und Grenzen der Museumsgestaltung. In: Mitteilungsblatt Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. Nr. 38, August 1990, S. 41–48.

Lamschus 1991

Lamschus, Christian: Europäischer Museumspreis 1991. In: Mitteilungsblatt Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. Nr. 41, August 1991, S. 57.

Laporte [1912]

Laporte, Walther: 75 Jahre Wollwarenfabrikation Hermann Levin Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Wollwaren-Fabriken in Göttingen und Rosdorf 1837–1912. o.O., o.J. [Göttingen 1912].

Leroy 1984

Leroy, Rolf: Die bauliche und technische Entwicklung der Saline Gottesgabe in Bentlage bei Rheine und ihre Bedeutung als technisches Denkmal. Dissertation. Aachen 1984.

Lipp 1993

Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), S. 1–33.

Lipp 1994

Lipp, Carola: Zum Verhältnis von Alltagskultur- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners. In: *Volkskunde in Niedersachsen* 11 (1994) 2, S. 85–93.

Lübbe 1982

Lübbe, Hermann: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982 (= The 1981 Bithell Memorial Lecture).

Lübbe 1990a

Lübbe, Hermann: Zeit-Verhältnisse. Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit. In: Wolfgang Zacharias (Hg.): *Zeitphänomen Musealisierung: Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung*. Essen 1990 (= Edition Hermes 1), S. 40–49.

Lübbe 1990b

Der Lebenssinn der Industriegesellschaft. Über die moralische Verfassung der wissenschaftlich-technischen Zivilisation. Berlin u.a. 1990.

Lüdtke 1990

Lüdtke, Alf: Arbeitsprozesse im arbeitenden Museum? Wunsch- und Wahnbilder bei der Erforschung von Alltags- und Sozialgeschichte. In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 27 (1990), S. 133–145.

Lührs 1985

Lührs, Otto: Das „Versuchsfeld“ des Museums für Verkehr und Technik – Erfahrungswelt der Sinne. In: *Museum für Verkehr und Technik Berlin. Schätze und Perspektiven. Ein Wegweiser zu den Sammlungen*. Berlin 1985 (= Berliner Beiträge zur Technikgeschichte und Industriekultur. Schriftenreihe des Museums für Verkehr und Technik Berlin 1), S. 120–126.

Lührs 1992

Lührs, Otto: Vom Schauen und Anfassen. Der Besucher als Mitspieler – Technische Museen und ihr Wandel. In: *Kultur & Technik* 16 (1992) 3, S. 49–53.

LVZ

Leipziger Volkszeitung Nr. 38 vom 14. Februar 1995.

LZ

Landeszeitung für die Lüneburger Heide (Lüneburg), verschiedene Jahrgänge.

Mager/Just 1988

Mager, Johannes; Just, Rüdiger: Das Halloren- und Salinemuseum. In: *Geschichtsmuseum der Stadt Halle, Historische Beiträge: Kulturgeschichte der haleschen Salinen*. Halle/Saale 1988, S. 65/66.

Mager/Just/Meißner 1993

Mager, Johannes; Just, Rüdiger; Meißner, Uwe: Salz, Gott erhalt's. Kulturgeschichte alter Salzstädte und Meisterwerke deutscher Salinenteknik. Halle/Saale 1993 (= Schriften und Quellen zur Kulturgeschichte des Salzes 2).

Maimann 1987

Maimann, Helene: Arbeitswelt und Arbeiterbewegung in Ausstellungen. In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelich (Hg.): *Geschichte der Arbeit im Museum. Dokumentation einer Tagung im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen*. 11. bis 13. Mai 1987. Recklinghausen 1987 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 5), S. 88–96.

Markgraf 1991

Markgraf, Hendrik (Hg.): *Museumslandschaft Rhein-Main*. Frankfurt am Main 1991.

Martin 1936

Martin, Alfred: Das Solbad Göttingen. In: *Göttinger Blätter* NF 2 (1936) 3/4, S. 59–63.

Martini 1993

Martini, Thilo: Der Einsatz von computergestützten Informationssystemen im Museum. Mit einer empirischen Besucherstudie. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Göttingen 1993.

Matschoß 1932

Matschoß, Conrad: Einleitung. In: Ders. u. W. Lindner (Hg.): *Technische Kulturdenkmale*. München 1932, S. 1–4.

Mayr 1985

Mayr, Otto: Das Erscheinungsbild des Deutschen Museums. In: B. Graf u. G. Knerr (Hg.): *Museumsausstellungen. Planung, Design, Evaluation. Kolloquium im Deutschen Museum* 4.–8. März 1985. München/Berlin 1985, S. 74–80.

Meinhardt 1975

Meinhardt, Günther: Christian Friedrich Andreas Rohms 1787–1853. Ein Lebensbild des großen Göttinger Baumeisters. Göttingen 1975 (= Heimatkundliche Schriftenreihe für Südhannover 2).

Mentzel 1936

Mentzel, R. W.: Über die Entwicklung der deutschen Salinenteknik seit 1900. In: *Saline* 1 (1936), S. 8–49.

Mesch 1990

Mesch, Hermann: Das Werler Briquetage und seine experimentelle Erprobung im Archäologischen Freilichtmuseum Oerlinghausen. In: Experimentelle Archäologie in Deutschland. Begleitschrift zu einer Ausstellung des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg. Oldenburg 1990 (= Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beiheft 4), S. 464–471.

Metje 1992

Metje, Rolf: Sülbecker Salinengebäude müssen erhalten werden. In: Südniedersachsen 20 (1992) 4, S. 107/108.

Meyers Lexikon der Technik 1970a

Meyers Lexikon der Technik und der exakten Naturwissenschaften. Stichwort „Salz“. Bd. 2. Mannheim/Wien/Zürich 1970, S. 2223.

Meyers Lexikon der Technik 1970b

Meyers Lexikon der Technik und der exakten Naturwissenschaften. Stichwort „Sole“. Bd. 2. Mannheim/Wien/Zürich 1970, S. 2370.

Michel 1987

Michel, Karl Markus: Die Magie des Ortes. Über den Wunsch nach authentischen Gedenkstätten und die Liebe zu Ruinen. In: Die Zeit Nr. 38 vom 11. September 1987, S. 51.

Mitteilungen

Mitteilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover. Neue Folge. Hannover, Jahrgang 1857.

Möbius 1985

Möbius, Hanno: Entwicklungen von Museumskonzeptionen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) 1974–1985. Berlin 1985 (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde 15).

Mühlberg u.a. 1985

Mühlberg, Dietrich u.a.: Arbeiterleben um 1900. Berlin (DDR) 2¹⁹⁸⁵.

Müller 1993

Müller, Klaus: Allgemeine und regionale Aspekte der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Sachsens – Anspruch an die Planung und Ausgestaltung eines Industriemuseums Chemnitz. In: Das Industriemuseum der Neunziger Jahre. Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Technischen Museum – Chancen und Grenzen. Beiträge eines internationalen Kolloquiums vom 10. bis 12. September 1992 in Chemnitz. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung und v. Industriemuseum Chemnitz. Chemnitz 1993, S. 29–36.

Mundry 1938

Mundry, Wilh.: Das Museum für Warenkunde der Industrie- und Handelskammer für Südhannover in Hildesheim. Sonderdruck aus dem Wirtschaftsblatt Niedersachsen vom Januar 1938.

Museen in Baden-Württemberg 1992

Museen in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Museumsverband Baden-Württemberg e.V. Stuttgart 3¹⁹⁹².

Museen in Bayern 1991

Museen in Bayern. Ein Führer zu 814 kunst- und kulturhistorischen, naturkundlichen und technischen Museen, 29 Freilicht- und Bauernhofmuseen sowie 62 Schlössern und Burgen. Hrsg. v. d. Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen in Bayern. München 1991.

Museen des Bezirkes Erfurt 1981

Museen des Bezirkes Erfurt. Kreise Apolda, Weimar-Land, Weimar-Stadt. Hrsg. v. d. Abt. Kultur des Rates des Bezirkes. Erfurt 1981.

Museen in Hessen 1994

Museen in Hessen. Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen im Lande Hessen. Hrsg. v. Hessischen Museumsverband. Kassel 4¹⁹⁹⁴.

Museen in Sachsen-Anhalt 1991

Museen in Sachsen-Anhalt. Hrsg. v. Museumsverband Sachsen-Anhalt e.V. Haltern 1991.

Museen in Thüringen 1991

Museen in Thüringen. Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen im Lande Thüringen. Hrsg. v. Museumsverband Thüringen e.V. Gera 1991.

Museum der Arbeit 1993

Das Museum der Arbeit in Hamburg – Denkanstöße, Themen, Aufgaben. Hrsg. v. Museum der Arbeit, Hamburg. Hamburg 1993.

Museumsführer Niedersachsen und Bremen 1995

Museumsführer Niedersachsen und Bremen. Hrsg. durch den Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. und die Niedersächsische Sparkassenstiftung. Bremen 6¹⁹⁹⁵.

Niedersächsische Denkmalpflege 1985

Niedersächsische Denkmalpflege 1985. Berichte über die Tätigkeit der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Bd. 11, Hannover 1985.

Niedersächsische Denkmalpflege 1987

Niedersächsische Denkmalpflege 1987. Berichte über die Tätigkeit der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Bd. 12, Hannover 1987.

Nordwolle o.J.

„Die Nordwolle“. Eine Stadt in der Stadt. Leitfaden für einen Rundgang. Hrsg. v. Förderkreis Industriemuseum Delmenhorst e.V. o.O., o.J.

Oberschelp 1982

Oberschelp, Reinhard: Niedersachsen 1760–1820. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur im Land Hannover und Nachbargebieten. Bd. 1. Hildesheim 1982 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen).

Oligmüller 1989

Oligmüller, Johannes Georg: Volkskundliche Aspekte der neuen Industriemuseen im Rheinland. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 28 (1989/90), Bonn 1991, S. 107–152.

Parent 1987

Parent, Thomas: Die Zeche Zollern II/IV – Ein Bergwerk wird Industriemuseum. In: Aus westfälischen Museen 3 (1987) 2, S. 29–40.

Parent 1988

Parent, Thomas: Schaubergwerk in der Kaue. Das Museum für Steinkohlenbergbau in Oelsnitz/Erzgebirge. In: Technische Kulturdenkmale Nr. 17, Oktober 1988, S. 10/11.

Parent 1990

Parent, Thomas: Das Industriedenkmal als Museum der Arbeit. Anmerkungen zu einer aktuellen Spielart des Historischen Museums. In: A. Preiß, K. Stamm u. F. G. Zehnder (Hg.): Das Museum. Die Entwicklung in den 80er Jahren. Festschrift für Hugo Borger zum 65. Geburtstag. München 1990. S. 245–260.

Parent 1995

Parent, Thomas: Teileröffnung und Vorlaufbetrieb – Zum fünfzehnjährigen Gründungsjubiläum des Westfälischen Industriemuseums. In: Technische Kulturdenkmale Nr. 30, April 1995, S. 37–38.

Patje 1796

Kurzer Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handelszustandes in den Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Landen, von dem Cammermeister und Commerc Rath Patje in Hannover. Göttingen 1796.

Pedersen/Nielsen/Cock-Clausen 1993

Pedersen, Lykke Lafarque; Nielsen, Niels Jul; Cock-Clausen, Ingeborg: Industriens Vugge. Brede – et fabrikssamfund ved Mølleån 1800–1956. Lyngby 1993.

Pflughaupt 1863

Pflughaupt, Alvin: Analyse der Salzsoolen von Lüneburg und Göttingen. Inaugural-Dissertation. Göttingen 1863.

Piasecki 1994

Piasecki, Peter: Wege zum Salz. Wie man Salz gewinnt. In: Salz. Katalog der Salzburger Landesausstellung. Salzburg 1994, S. 88–101, 300/301.

Piechocki 1981

Piechocki, Werner: Die Halloren. Geschichte und Tradition der „Salzwirkerbrüderschaft im Thale zu Halle“. Leipzig 1981.

Polstorff o.J.

Polstorff, Karl: Salz-Analyse der Saline Luisenhall bei Göttingen. Faltblatt o.O. [Göttingen], o.J.

Postman 1991

Postman, Neil: Love your machines. In: Museum 43 (1991) 1, S. 9.

Putsch 1986

Putsch, Jochen: 100 Jahre Firma F. & W. Hendrichs im Rückblick. Solinger Gesenkschmiede wird zum Museum. In: Bergische Blätter 9 (1986) 21, S. 7–9.

Putsch 1987

Putsch, Jochen: Gesenkschmiede Hendrichs. Außenstelle des Rheinischen Industriemuseums – als Museum der Arbeit. In: DGB-Projekt „Geschichte von unten“, Rundbrief Nr. 8 (1987), S. 15–17.

Putsch 1988

Putsch, Jochen: Schneidwarenindustrie wird museal. Ein Vergleich von Sheffield, Thiers und Solingen. In: Nachlaß des Fabrikzeitalters. Alte Leitbilder. Nostalgische Baukunst. Industriemuseen. Köln 1989 (= Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 2), S. 39–62.

Putsch 1992

Putsch, Jochen: Der Arbeitsplatz ist geblieben, die Arbeit aber ist eine andere. Beobachtungen zur Demonstrationsproduktion im Solinger Standort des Rheinischen Industriemuseums. In: Vermittlung durch Vorführung? Demonstration traditioneller und historischer Arbeitstechniken im Museum. Bericht über die 3. Tagung der Museumspädagogen an Freilicht- und Industriemuseen im Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof Konz und im Rheinischen Freilichtmuseum/Landesmuseum für Volkskunde Kommern vom 22. bis 24. November 1989. Bonn 1992, S. 51–60.

Putsch 1995

Putsch, Jochen: Fabrik wird (Industrie-)Museum – von einer realen zu einer musealen Ganzheitlichkeit. In: Geschichtsdarstellung im Museum. Beiträge zur 9. Tagung der Museumspädagogen an Freilicht- und Industriemuseen. Neu-Anspach 1995 (= Freilichtmuseum Hessenpark, Kleine Reihe Museumspädagogik 5), S. 101–116.

Rack 1995

Rack, Jochen: Zwischen Ruhmestempel und Dialoginsel. Das Deutsche Museum in München und sein neuer Ableger in Bonn. In: Freitag Nr. 39 vom 22. September 1995, S. 14.

Radbruch 1983a

Radbruch, Siegfried: Vorwort. In: Das Industriedenkmal Saline Lüneburg. Planungen für ein Salzmuseum von europäischem Rang. Hrsg. v. Förderkreis Industriedenkmal Saline Lüneburg e.V. Lüneburg 1983, unpaginiert.

Radbruch 1983b

Radbruch, Siegfried: Bestrebungen und Absichten des Förderkreises Industriedenkmal Saline Lüneburg. In: Das Industriedenkmal Saline Lüneburg. Planungen für ein Salzmuseum von europäischem Rang. Hrsg. v. Förderkreis Industriedenkmal Saline Lüneburg e.V. Lüneburg 1983, S. 1/2.

Radetzki 1983

Radetzki, Ulrich: Eisengießerei Heinrichshütte. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Weimar 1983.

Radkau 1985

Radkau, Joachim: Industriearchäologie. In: H. Heer u. V. Ullrich (Hg.): Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Reinbek 1985, S. 9–36.

Rathjen 1994

Rathjen, Walter: „Wissen kann nicht mehr ein Privileg der Elite sein“. 200 Jahre „Conservatoire des Arts et Métiers“ in Paris. In: Kultur & Technik 18 (1994) 4, S. 23–27.

Rau 1988

Rau, H. G.: Stadt- und Bädernmuseum Bad Salzuffen. München und Zürich 1988 (= Große Kunstführer 151).

Real-Encyklopädie 1847

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. In funfzehn [sic!] Bänden. Stichwort „Soolbäder“. Bd. 13. Leipzig 1847, S. 432.

Reif 1983

Reif, Heinz: Reviergeschichte von unten. Überlegungen zur sozialgeschichtlichen Konzeption des künftigen Ruhrlandmuseums. In: T. Gaehme u. K. Graf (Hg.): Rote Erde. Bergarbeiterleben 1870–1920. Film, Ausstellung, Wirklichkeit. Köln 1983, S. 8–11.

Reinhardt 1981

Reinhardt, Uta: Saline Lüneburg – zur Geschichte eines traditionsreichen Unternehmens. In: Der Anschnitt 33 (1981) 2, S. 46–61.

Resolution 1992

Resolution: Museale und museumspädagogische Forderungen in Zusammenhang mit der Einrichtung haus- und landwirtschaftlicher, handwerklicher oder industrieller Vorführungen im Museum. In: Vermittlung durch Vorführung? Demonstration traditioneller und historischer Arbeitstechniken im Museum. Bericht über die 3. Tagung der Museumspädagogen an Freilicht- und Industriemuseen im Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof Konz und im Rheinischen Freilichtmuseum/Landesmuseum für Volkskunde Kommern vom 22. bis 24. November 1989. Bonn 1992, S. 76–87.

Rödel 1992

Rödel, Volker: Reclams Führer zu den Denkmälern der Industrie und Technik in Deutschland. Stuttgart 1992.

Rüttgerodt-Riechmann 1982

Rüttgerodt-Riechmann, Ilse: Stadt Göttingen. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Braunschweig, Wiesbaden 1982 (= Baudenkmale in Niedersachsen 5.1).

Ruhrlandmuseum 1986

Ruhrlandmuseum Essen. München 1986 (= museum 2/1986).

Rund ums Salz 1992

Rund ums Salz. Begleitbroschüre zur Sonderausstellung gleichen Titels vom 12. September bis 22. November 1992 im Deutschen Brotmuseum Ulm. Stuttgart 1992.

von Saldern 1973

von Saldern, Adelheid: Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890–1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung. Berlin 1973 (= Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 21).

Salz aus Bayern o.J.

Salz aus Bayern. Imagebroschüre des Salzbergwerks Berchtesgaden, der Saline Bad Reichenhall und der Bad Reichenhaller Salz Handelsgesellschaft München. o.O., o.J.

Salz und Salinengeschichte o.J.

Salz und Salinengeschichte in Rosenheim. Kurzführer zur gleichnamigen Ausstellung. Rosenheim, o.J. [1995], unpaginiert.

Schachtner 1992

Schachtner, Sabine: Der Standort Bergisch Gladbach des Rheinischen Industriemuseums. In: Vermittlung durch Vorführung? Demonstration traditioneller und historischer Arbeitstechniken im Museum. Bericht über die 3. Tagung der Museumspädagogen an Freilicht- und Industriemuseen im Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof Konz und im Rheinischen Freilichtmuseum/Landesmuseum für Volkskunde Kommern vom 22. bis 24. November 1989. Bonn 1992, S. 61–64.

Scharfe 1992

Scharfe, Martin: Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970–1990. In: S. Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum. Tagungsbeiträge der Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen“ in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Hildesheim, 3.–5. Oktober 1990. Hildesheim 1992 (= Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Hildesheim, Abhandlungen NF 3), S. 53–65.

Scherler/Hahn 1992

Scherler, Peter-Christoph; Hahn, Jürgen: Balneologische Nutzung von Solequellen in Niedersachsen. In: Salz in Niedersachsen. Stuttgart 1992 (= Niedersächsische Akademie der Geowissenschaften. Veröffentlichungen 8), S. 44–57.

Schilling 1986

Schilling, Christiane: Denkmalschutzgebiet und Umgebungsschutzbereich. Weimar 1986 (= HAB [Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar]-Dissertationen 13).

Schirmbeck 1978

Schirmbeck, Peter: Museum der Stadt Rüsselsheim. In: A. Kuhn u. G. Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum. Düsseldorf 1978 (= Geschichtsdidaktik 4), S. 127–137.

Schirmbeck 1982

Schirmbeck, Peter: Das Museum der Stadt Rüsselsheim (Museumspreis des Europarates). In: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum. Hrsg. v. d. Mitarbeitern des Historischen Museums. Frankfurt am Main 1982 (= Schriften des Historischen Museums Frankfurt am Main 14), S. 123–147.

Schirmbeck 1983

Schirmbeck, Peter: Darstellung der Arbeit – ein Thema mit fundamentalen Chancen für Museen und ihre Besucher. In: U. Deymann u. U. Liebelt (Hg.): Welt der Arbeit im Museum. Marburg 1983, S. 11–23.

Schirmbeck 1985a

Schirmbeck, Peter: Entwicklungen im europäischen Museumswesen. In: Museumskunde 50 (1985) 1, S. 28–35.

Schirmbeck 1985b

Schirmbeck, Peter: Die neuen Industrie-Museen. In: päd. extra 10/1986, S. 35–38.

Schirmbeck 1989

Schirmbeck, Peter: Technikgeschichte sozial und ökologisch ausloten. Überlegungen zu einem zeitgemäßen Industriemuseum. In: Hessische Blätter für Volksbildung 39 (1989) 3, S. 235–239.

Schleper 1988

Schleper, Thomas: Zur Geschichte der Industrialisierung im Rheinland. Außenstelle Engelskirchen. In: Geschichte im Westen 3 (1988) 1, S. 122–124.

Schleper 1989a

Schleper, Thomas: Vorwort: Tradition im Fortschritt. Die unfriedliche Aufklärung. In: Nachlaß des Fabrikzeitalters. Alte Leitbilder. Nostalgische Baukunst. Industriemuseen. Köln 1989 (= Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 2), S. 4–6.

Schleper 1989b

Schleper, Thomas: Was ist ein Industriemuseum? Zur Aktualität von Fernand Léger. In: Nachlaß des Fabrikzeitalters. Alte Leitbilder. Nostalgische Baukunst. Industriemuseen. Köln 1989 (= Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 2), S. 63–101.

Schmidt/Theile 1989

Schmidt, Wolfgang; Theile, Wilfried: Denkmale der Produktions- und Verkehrsgeschichte. Teil 1. Berlin 1989.

Schmiedel 1982

Schmiedel, Helga: Rund ums Salz. Leipzig 1982.

Schnädelbach 1988

Schnädelbach, Herbert: Kritik der Kompensation. In: Kursbuch 91/März 1988, S. 35–45.

Schneider 1987

Schneider, Ursula: Kurzfassung von: „Genau so, wie es früher war“ – Überlegungen zur Darstellung von Alltagsgeschichte im Museum der Arbeit. In: E. Nuissl (Hg.): Wege zum lebendigen Museum. Heidelberg 1987, S. 220–224.

Schneider 1988

Schneider, Ursula: Museum der Arbeit – ein ‚Museum zum Anfassen‘? Zur Museumsarbeit mit ‚Praxisexperten‘. In: Kritische Berichte 16 (1988) 2, S. 19–24.

Schneider 1991

Schneider, Ursula: Besucher als Experten. Überlegungen zur Funktion von Alltagsgeschichte im Museum. In: B. Faulenbach u. F.-J. Jelic (Hg.): Besucherinteressen und Besucherverhalten in historischen Museen und Ausstellungen. Dokumentation einer Tagung. Recklinghausen 1991 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 7), S. 65–75.

Schöne 1995

Schöne, Thomas: Museum in Halle. Deutschlands kleinster Salzwerker. In: Hessische/Niedersächsische Allgemeine (Kassel) Nr. 41 vom 17. Februar 1995.

Schönfeld 1989

Schönfeld, Gert: Vorwort. In: Tatort Fabrik. Das Rheinische Industriemuseum im Aufbau. Köln 1989 (= Schriften des Rhein. Industriemuseums 4), S. 6–8.

Schröder 1984

Schröder, Manfred: Die Gesellschaft für Heimatgeschichte und die Halloren. In: 460 Jahre Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle 1524–1984. Hrsg. v. Vorstand der Salzwirker-Brüderschaft. Halle/Saale 1984, S. 23/24.

Schroeder/Just 1984

Schroeder, Manfred; Just, Rüdiger: Zur Geschichte des Halloren- und Salinemuseums. In: Geschichtsmuseum der Stadt Halle, Historische Beiträge. Halle/Saale 1984, S. 51–54.

Schröder 1993a

Schröder, Till: Alte Hasen. In: Das neue Museum. Arbeitsblätter des Vereins Museum der Arbeit e.V. 1/1993, S. 18.

Schröder 1993b

Schröder, Till: Der Praxisexperte in der Vitrine. In: Das neue Museum. Arbeitsblätter des Vereins Museum der Arbeit e.V. 1/1993, S. 19–22.

Schuchardt 1857

Schuchardt, Bernhard: Die Rohns'sche jod- und bromhaltige Soolquelle bei Göttingen. Eine balneologische Skizze. Göttingen 1857.

Schulz 1991

Schulz, Günther: Betriebliche Sozialpolitik in Deutschland seit 1850. In: H. Pohl (Hg.): Staatliche, städtische, betriebliche und kirchliche Sozialpolitik vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Referate der 13. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 28. März bis 1. April 1989 in Heidelberg. Stuttgart 1991 (= Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft 95), S. 137–176.

Schwedenspeicher 1988

Schwedenspeicher-Museum Stade. Braunschweig 1988 (= museum 5/88).

Sembach/Sonnenberger 1983

Sembach, Klaus-Jürgen; Sonnenberger, Franz: Industriekultur. In: W. R. Langenbacher, R. Rytlewski u. B. Weyergraf (Hg.): Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik im Vergleich. Stuttgart 1983, S. 270–272.

Sembach/(Thorn-Prikker) 1989

Klaus-Jürgen Sembach und Jan Thorn-Prikker: Gespräch über das Museum Industriekultur in Nürnberg. In: Museumskunde 54 (1989) 1, S. 22–24.

Siedbürger 1988

Siedbürger, Günther: „Eine gewaltige Summe von Geist, Energie und körperlicher Arbeit“. Die Göttinger Lokhalle. In: K. Duwe, C. Gottschalk u. M. Koerner (Hg.): Göttingen ohne Gänseliesel. Texte und Bilder zur Stadtgeschichte. Gundersberg-Gleichen 1988, S. 101–111.

Slotta 1975

Slotta, Rainer: Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland. Bochum 1975 (= Veröffentlichungen aus dem Bergbau-Museum Bochum 7).

Slotta 1982

Slotta, Rainer: Einführung in die Industriearchäologie. Darmstadt 1982.

Solbad 1957

Göttingen sollte vor 100 Jahren ein Solbad werden. In: 14 Tage Göttingen 4 (1957) 17, S. 6–7.

Stavenhagen 1963

Stavenhagen, Gerhard: Der Strukturwandel des Göttinger Handwerks in den letzten hundert Jahren. In: Göttinger Jahrbuch 11 (1963), S. 215–266.

van Stein 1987

van Stein, Emmanuel: „Schlägerei“ vor Ort. Das Rheinische Industriemuseum eröffnet seine Außenstellen. In: Hannoversche Allgemeine Zeitung Nr. 25 vom 30. Januar 1987.

Stender 1995

Stender, Detlef: „Alles – wie es früher war“? Bemerkungen zu den Chancen und Tücken der Ganzheitlichkeit in Industriemuseen und der „vollständigen Erhaltung“ einer Tuchfabrik als Museum. In: Geschichtsdarstellung im Museum. Beiträge zur 9. Tagung der Museumspädagogen an Freilicht- und Industriemuseen. Neu-Anspach 1995 (= Freilichtmuseum Hessenpark, Kleine Reihe Museumspädagogik 5), S. 55–73.

Ströhlein 1989

Ströhlein, Gerhard: Projekt Historische Spinnerei Gartetal. Eine Spinnerei als Industriedenkmal. In: Hessische Blätter für Volksbildung 39 (1989) 3, S. 240-246.

Suhrbier 1984

Suhrbier, Hartwig: Fabrikschloß und Zechenkolonie. Zur Entdeckung einer verdrängten Wirklichkeit. In: L. Romain u. H. Suhrbier (Hg.): Tausend Blumen. Kulturlandschaft Nordrhein-Westfalen. Wuppertal 1984, S. 199-219.

Süd hann. Ztg.

Süd hannoversche Zeitung/Göttinger Nachrichten Nr. 92 vom 21. April 1942.

Süß 1987

Süß, Lothar: Das Salzmuseum des Hessischen Staatsbades Bad Nauheim. Ein Führer durch das Museum. Hrsg. v. Hessischen Staatsbad Bad Nauheim. Friedberg³1987.

Survey 1990

Survey Findings: Diversity and Growth Mark Science Museums. In: Museum News 69 (1990) 2, S. 14-16.

Tasso 1992

Tasso, Hardy: Wissenschaft zum Anfassen. Die Cité des Sciences in Paris. Manuskript eines Hörfunk-Features, ausgestrahlt auf NDR 3 am 2. Januar 1992.

Tasso 1993

Tasso, Hardy: Im Paradies der Sinne. Das Exploratorium in San Francisco. Vom Technikmuseum zum Science Center. Manuskript eines Hörfunk-Features, ausgestrahlt auf NDR 4 am 26. August 1993.

Tecklenburg 1924

Tecklenburg, August: Der Salzkrieg zwischen Salzderhelden und Göttingen. In: Die Spinnstube. Illustrierte Wochenschrift für Heimat, Kunst und Dichtung (Sonntagsbeilage der Göttinger Zeitung) 1 (1924) 40, unpaginiert.

Thesen 1987

Thesen zur Bedeutung sozialgeschichtlicher Museen aus gewerkschaftlicher Sicht. In: B. Faulenbach und F.-J. Jelich (Hg.): Geschichte der Arbeit im Museum. Dokumentation einer Tagung im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen. 11. bis 13. Mai 1987. Recklinghausen 1987 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 5), S. 108-111.

Thorn-Prikker 1989

Thorn-Prikker, Jan: Ein Besuch im Museum Industriekultur in Nürnberg. In: Museumskunde 54 (1989) 1, S. 16-21.

Traumjob [1988]

Faltblatt zur Ausstellung „Ich habe keinen Traumjob gehabt.“ Karl Sauer – Annäherungen an das Leben eines Buchdruckers“ im Museum der Arbeit, Hamburg, vom 30. November 1988 bis 29. Januar 1989. o.O., o.J. [Hamburg 1988].

Treinen 1975

Treinen, Heiner: Das Museum in der Gesellschaft der Gegenwart. In: H. Auer (Hg.): Das Museum im technischen und sozialen Wandel unserer Zeit. Pullach/München 1975, S. 113-122.

Ullmans Enzyklopädie 1979

Ullmanns Enzyklopädie der technischen Chemie. Stichwort „Natriumchlorid“. Bd. 17. Weinheim⁴1979, S. 179-199.

Veranstaltungen 1901

Die Veranstaltungen für die Wohlthätigkeit und Fürsorge in der Provinz Hannover. Auf Grund einer amtlich unterstützten Bestandsaufnahme. Hannover 1901.

Vorstellung 1987

Vorstellung weiterer sozial- und industriegeschichtlichen Ausstellungen und Museen. In: B. Faulenbach und F.-J. Jelich (Hg.): Geschichte der Arbeit im Museum. Dokumentation einer Tagung im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen. 11. bis 13. Mai 1987. Recklinghausen 1987 (= Forschungsinstitut für Arbeiterbildung e.V. Beiträge, Informationen, Kommentare. Beiheft 5), S. 57-63.

Wagenbreth 1969

Wagenbreth, Otfried: Die Pflege technischer Kulturdenkmale – eine neue gesellschaftliche Aufgabe unserer Zeit und unseres Staates zur Popularisierung der Geschichte der Produktivkräfte. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar 16 (1969) 5, S. 465-484.

Wagenbreth 1977

Wagenbreth, Otfried: Technische Denkmale und Möglichkeiten ihrer musealen Nutzung. In: Neue Museumskunde 20 (1977) 2, S. 168-175.

Wagenbreth/Wächtler 1983

Wagenbreth, Otfried; Wächtler, Eberhard (Hg.): Technische Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik. Leipzig 1983.

Walter 1985

Walter, Hans Henning: Zur Entwicklung der Siedesalzgewinnung in Deutschland von 1500 bis 1900 unter besonderer Berücksichtigung chemisch-technologischer Probleme. Dissertation. Freiberg 1985.

Walter 1986
Walter, Hans-Henning: Johannes Rhenanus – ein berühmter Salinist des 16. Jahrhunderts. In: *Unser Harz* 36 (1986) 10, S. 211/212, 217.

Walter 1989
Walter, Hans-Henning: Das Erlebnis einer 1000 Jahre alten Methode der Salzgewinnung – ein Film über die Saline Luisenhall in Göttingen. In: *Der Anschnitt* 41 (1989) 6, S. 229/230.

Weber 1976
Weber, Wolfhard: Technische Denkmale – Historische Topographie. In: A. Föhl (Hg.): *Technische Denkmale im Rheinland*. Köln 1976 (= *Landeskonservator Rheinland. Arbeitsheft* 20), S. 13–26.

Weber 1980
Weber, Wolfhard: Von der „Industriearchäologie“ über das „Industrielle Erbe“ zur „Industriekultur“. Überlegungen zum Thema einer handlungsorientierten Technikgeschichte. In: U. Troitzsch u. G. Wohlauf (Hg.): *Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze*. Frankfurt am Main 1980, S. 420–447.

Weibezahn 1975
Weibezahn, Ingrid: Das Badehaus des Baumeisters Rohns in Göttingen. In: *Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte* 14 (1975), S. 217–246.

Weschenfelder 1990
Weschenfelder, Klaus: Museale Gegenwartsdokumentation – vorauseilende Archivierung. In: W. Zacharias (Hg.): *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung*. Essen 1990, S. 180–188.

Wiechert 1992
Wiechert, Reinald: Niedersächsisches Denkmalschutzgesetz. Kommentar. In: *Niedersächsische Bauordnung. Niedersächsisches Denkmalschutzgesetz. Kommentar* von U. Grosse-Suchsdorf; H. K. Schmaltz; R. Wiechert. Hannover 1992, S. 893–1032.

Wiesinger 1993
Wiesinger, Udo B.: „Geschichte von unten“ im Museum der industriellen Arbeitswelt, Steyr. In: *Europa im Zeitalter des Industrialismus. Zur „Geschichte von unten“ im europäischen Vergleich*. Beiträge zur gleichnamigen wissenschaftlichen Tagung im Dezember 1990. Hrsg. v. Museum der Arbeit, Hamburg. Hamburg 1993, S. 289–291.

Wilczewski/Schulten/Hering 1993
Wilczewski, Norbert; Schulten, Annette; Hering, Gerd: Geologie und Stadtentwicklungsplanung. In: *Göttinger Arbeiten zur Geologie und Paläontologie* 58 (1993), S. 155–159.

Willecke 1977
Willecke, Raimund: Die deutsche Berggesetzgebung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Essen 1977.

Wirth 1984
Wirth, Hermann: Die Sulzaer Saline. Geschichte und Pflege eines Denkmals der Produktionsgeschichte. Weimar 1984 (= *Schriften der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar* 31).

Wirth 1990
Wirth, Hermann: Tourist-Führer Technik. Zeugnisse der Produktions- und Verkehrsgeschichte. Berlin/Leipzig 1990.

Wirth 1991
Wirth, Hermann: Salinen-Denkmale zwischen Thüringen und Mecklenburg. In: *Der Anschnitt* 43 (1991) 3-5, S. 136–145.

Wirtz 1988
Wirtz, Rainer: Sammlungsstrategien: Technikmuseen – Sammeln oder Entsorgen. In: *Museumskunde* 53 (1988) 3, S. 133–138.

Wirtz 1989
Wirtz, Rainer: Arbeiterkultur oder Arbeitswelten? In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 27 (1989), S. 127–132.

Wirtz 1990
Arbeitswelt im Museum? Eine Konzeption im Wandel. In: *Stationen des Industriezeitalters im deutschen Südwesten. Ein Museumsrundgang*. Hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Stuttgart 1990 (= *Technik + Arbeit, Schriften des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim* 3), S. 8–13.

Wolf 1990
Wolf, Roland: „Freizeit“ in der Fabrik. In: D. Hoffmann u. K. Ermert (Hg.): *Industriekultur. Von der Musealisierung der Arbeitsgesellschaft. Dokumentation einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vom 8. bis 10. Dezember 1989*. Rehburg-Loccum 1990 (= *Loccumer Protokolle* 67/1989), S. 169–197.

Wormer 1995
Wormer, Eberhard J.: Salz in der Medizin. In: M. Tremel, W. Jahn u. E. Brockhoff (Hg.): *Salz Macht Geschichte. Aufsätze*. Regensburg 1995 (= *Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur* 29/95), S. 48–54.

Würker 1989
Würker, Wolfgang: Entdecken und verstehen. La Villette, Museum und Denkmal für Wissenschaft, Industrie und Technik. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 251 vom 28. Oktober 1989.

Wulf 1984

Wulf, Walter: Technische Bauten und Industrieanlagen. In: H.-H. Möller (Hg.): Was ist ein Kulturdenkmal? Denkmalpflege in Niedersachsen. Hameln 1984, S. 55-60.

Zacharias 1990

Zacharias, Wolfgang: Zeitphänomen Musealisierung. Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Essen 1990, S. 9-14.

Zeitschrift Salinenwesen

Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in dem Preußischen Staate (Statistischer Teil). Berlin, verschiedene Jahrgänge.

Zippelius 1982

Zippelius, Adelhart: Freilichtmuseen in Deutschland. Hamburg 1982 (= HB-Bildatlas Spezial 6).

Zschäck 1991

Zschäck, Franziska: Arbeit/Mensch/Maschine. Gedanken zu einem Ausstellungskatalog. In: Neue Museumskunde 34 (1991) 2, S. 146-148.

9.3. Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 10, 11, 12** aus: Hampe 1939 (s. 9.1. Unveröffentlichte Quellen)
- Abb. 2, 13, 15, 16, 22, 24-51, 54-56, 58-65, 73, 74** Aufnahmen bzw. Entwürfe des Verfassers
- Abb. 3** aus: Walter 1984 (s. 9.2. Literatur), S. 10.
- Abb. 4, 67** aus: Fürer 1900 (s. 9.2. Literatur), S. 94, 639 u. 643.
- Abb. 5** aus: Dei in GÖTTINGEN herum schriende Lühe, oder der Göttingische Ausruff. Zu finden bey Georg Daniel Heumann in Göttingen 1744, Tafel 5.
- Abb. 6** Preußische Landesaufnahme 4425 (1910).
- Abb. 7** aus: Emons/Walter 1984 (s. 9.2. Literatur), S. 211.
- Abb. 8, 9** Levin Saline Luisenhall GmbH
- Abb. 14, 23, 68-71** Edmund Ballhaus
- Abb. 17** Bildarchiv Städtisches Museum Göttingen
- Abb. 18** Sammlung Heimatverein Grone
- Abb. 19** Stadtplan Göttingen. Angefertigt im Stadtbauamt i. J. 1920. Maßstab 1:5000.
- Abb. 20** Deutsche Grundkarte Maßstab 1:5000. Teilblatt Grone. Hrsg. v. Katasteramt Göttingen. Umfassende Aktualisierung 1994.
- Abb. 21** Auszug aus der Liegenschaftskarte Maßstab 1:1000. Hrsg. v. Katasteramt Göttingen.
- Abb. 52, 53, 66** aus: Agricola, Georg: Vom Bergkwerck XII Bücher... Basel 1557, S. CCCCLVI u. CCCCLIX.
- Abb. 57** Alfred Oberdiek
- Abb. 72** aus: Krebs 1992 (s. 9.2. Literatur), o.S.